

Simonetta Sommaruga, Marcel Koller, Richard Linklater, Jürg Acklin

Nummer 8 – 19. Februar 2015 – 83. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCH



## Kampf der Königinnen

Die ewige Rivalität zwischen Doris Leuthard und Eveline Widmer-Schlumpf wird den Steuerzahler teuer zu stehen kommen. *Von Hubert Mooser*

## Wahhab: Urvater der Islamisten

Wer war der Stifter der saudischen Staatsreligion?  
Eine Serie in zwei Teilen. *Von Georg Brunold*

## Frauen wollen gerne Sex

Die unfassbare weibliche Lust. *Von Beatrice Schlag*



# HUBLOT



**BEYER**

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63  
beyer-ch.com

Big Bang Unico.  
UNICO-Chronographenwerk mit Säulenrad.  
Eigenes Manufakturwerk. 72 Stunden  
Gangreserve. Gehäuse aus einer neuen,  
einzigartigen Rotgoldlegierung: King Gold.  
Lünette aus Keramik. Einfach  
austauschbares Armband.

[www.hublot.com](http://www.hublot.com) • [twitter.com/hublot](https://twitter.com/hublot) • [facebook.com/hublot](https://facebook.com/hublot)

## Intern

Erster Platz, zehn Punkte aus vier Spielen, zuletzt Russland geschlagen, das 50 000 Personen fassende Wiener Ernst-Happel-Stadion immer voll, Ehrenrunden und Standings Ovations: Die bisherigen Spiele der EM-Qualifikation haben in Österreich eine Fussballeuphorie geschaffen, wie sie das Land nicht kennt. Baumeister des Erfolgs ist ein Mann, um den der Schweizerische Fussballverband nach dem Rücktritt Ottmar Hitzfelds vergeblich buhlte: Marcel Koller, 54. Philipp Gut hat den neuen Nationalhelden der Österreicher in Wien zum Gespräch getroffen. Er war beeindruckt von der Akribie, ja der Versessenheit, mit der Koller sein Amt versieht.



**Nationalheld der Österreicher:** Marcel Koller.

Liechtenstein, den nächsten Gegner, beobachtete Koller zur Vorbereitung fünfzehn Mal. So sei er halt, sagt er. Nichts, was auf dem Feld passieren könnte, dürfe ihn überraschen. Noch immer aber sieht der Erfolgcoach Luft nach oben – so perfekt wie die Wiener Philharmoniker spiele sein Team noch nicht. **Seite 26**

Am Strand von Tel Aviv, in den Kaffeehäusern der Küstenstadt Netanja, im Jerusalemer Supermarkt um die Ecke – man spricht Französisch. Tausende von französischen Juden sind in den letzten Jahren nach Israel ausgewandert, aus Angst vor dem um sich greifenden Antisemitismus. Und mit jedem Terroranschlag – sei es in Paris oder Kopenhagen – steigt das Interesse an der Emigration. Die Emigranten werden anfangs verwöhnt, erhalten ein Einfahticket nach Tel Aviv und alle möglichen Vergünstigungen. Und doch ist die Aufforderung von Premier Netanjahu, nach Israel auszuwandern, in der Dia-

spora äusserst umstritten. Führende Rabbiner rufen in Europa gar dazu auf, dem Terror zu trotzen und in der Heimat zu bleiben. **Seite 46**

Letzte Woche wurde der Karnevalsumzug in Braunschweig nach einer Terrorwarnung abgesagt. In Basel steht die Fasnacht erst bevor. Vorsorglich hat Christoph Bürgin, Obmann des mächtigen Fasnachts-Comités, die Cliques dazu



**Kein Zeitfenster der Anarchie:** Basler Fasnacht.

aufgerufen, auf Mohammed-Abbildungen zu verzichten. Lassen sich die Fasnächtler bändigen? Kulturredaktor Rico Bandle hat sich in Basel umgehört und erstaunt festgestellt, dass selbst die frechsten Cliques den Aufruf Bürgins unterstützen. In Basel, das wurde rasch klar, ist die Fasnacht kein Zeitfenster der Anarchie, sondern ein streng geregelter Anlass, an dem Fehlverhalten umgehend sanktioniert wird. **Seite 32**

Seit Jahrzehnten treibt Saudi-Arabien ein Doppelspiel der Extraklasse. Auf der einen Seite pumpt das Königreich Öl in die Welt, die am Petro-Tropf hängt wie ein Junkie an der Nadel. Auf der anderen Seite ventiliert das Scheichtum eine der extremsten Formen des Islam ums Erdenrund, die Muslime zum Hass auf den Westen aufstacheln. Dem Reich der Goldpaläste und Fanatismusfabriken gilt ein *Weltwoche*-Spezialfokus. Arabienkenner Georg Brunold porträtiert den Schöpfer der saudischen Staatsreligion Mohammed ibn Abd al-Wahhab (1702–1792), der jene Ideologie gezimmert hat, die den islamischen Extremisten als geistiger Sprengstoff dient. Im zweiten Teil nehmen wir nächste Woche das saudische Missionsnetzwerk unter die Lupe: die weltweit grösste Propagandaoperation der Nachkriegsgeschichte. **Seite 42**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch  
**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo  
**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgele, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Sandra Noser, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini und Stephan Schwab (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli

**Anzeigeninendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck, Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



# Sie sägen an der Staatssäule der direkten Demokratie

Der Bundesrat legt einen Gesetzesentwurf zur Masseneinwanderungsinitiative vor. Mit windigen Umgehungsmanövern soll das unerwünschte Anliegen beseitigt werden. Bundespräsidentin Sommaruga spielt eine trübe Rolle. *Von Roger Köppel*

Nach der niederschmetternden Pressekonferenz des Bundesrates zur angeblichen Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative am Mittwoch letzter Woche klemmte ich mich zur Erholung und Erbauung hinter das wunderbare Buch über die «Schweizer Geschichte» von Peter Dürrenmatt (1904–1989). Der Autor war ein Cousin des Schriftstellers Friedrich Dürrenmatt, politisch liberalkonservativ, Nationalrat, Gelehrter und Chefredaktor der *Basler Nachrichten*. In jungen Jahren, als der Kommunismus die bürgerliche Welt bedrohte, bewegte sich Dürrenmatt im Dunstkreis der nationalen Rechten, was ihm in den rückwirkend moralisierenden 68er Jahren als ideologisches Schwerstverbrechen angekreidet wurde.

## Erholung bei Dürrenmatt

Das Buch, ein Klassiker, ist allen zu empfehlen, die ein differenziertes Bild der Schweizer Geschichte sehen wollen. Dürrenmatt ist frei von der selbstquälerischen Attitüde späterer Historiker, die krampfhaft den Nachweis erbringen wollen, dass es die Schweiz als unabhängiges politisches Gebilde mit dem Willen zur verfassungsmässigen Sonderexistenz nie gegeben habe. Er beschreibt in elegantem Deutsch die Entwicklung unseres Landes überzeugend, durchaus kritisch und ohne Vergötzung, aber mit tiefem Verständnis als gelungene «Verteidigung der überkommenen Selbstverwaltung auf der Grundlage eigener Rechtsvorstellungen» und als «jenes bestimmte, für das Zeitalter nicht selbstverständliche soziale Eigenempfinden, das nicht Anstoss daran nahm, dass freie Städte und Bauernbünde sich zur gemeinsamen Politik zusammenfanden».

Die Schweiz war unter den europäischen Fürstenstaaten als politische Selbsthilfeorganisation mit grossem Unabhängigkeitswillen eben doch ein Sonderfall, und sie ist es mit ihrer aus jahrhundertealten Traditionen herausgewachsenen Kultur der Selbstbestimmung in einem Europa der Kommissare und der Funktionäre nach wie vor. Was Dürrenmatts Buch auch zeigt: Wann immer die Schweiz den Mut und die Kraft zur Eigenständigkeit und im Konfliktfall zum Widerstand aufbrachte, wurde sie respektiert.

Meistens setzte sie sich unter Wahrung der Selbstachtung sogar gegen mächtigere Widersacher durch. Wenn sie allerdings meinte, sich den Begehrlichkeiten ihrer oft neidischen Nachbarn kniefällig ausliefern zu müssen, fiel man erst recht über sie her. Die Schweiz ist und

war kein Gratisprodukt der Geschichte. Sie musste hart errungen und erkämpft werden.

## Ein klarer Auftrag

Der aktuelle Bundesrat ist von solchen Einsichten weit entfernt. Er drängt in die EU. Er ordnet nicht nur die Interessen der Schweiz den Interessen der Europäischen Union unter, er ist auch bereit, einen einwandfreien Schweizer Volksentscheid europäischen Begehrlichkeiten zu opfern. Vor Jahresfrist entschied eine Mehrheit der Stimmenden und der Kantone, dass die Zuwanderung in die Schweiz wieder eigenständig mit Kontingenten zu steuern und zu begrenzen sei. Die Kontingente seien im gesamtwirtschaftlichen Interesse jeweils jährlich festzulegen. Alle völkerrechtlichen Verträge, die diesem Ziel im Weg stehen, seien innert der im Verfassungsartikel vorgeschriebenen Frist entsprechend anzupassen. Es war ein klarer Auftrag, der dem Bundesrat da erteilt wurde.

Könnte man meinen. Doch der Bundesrat, der die Initiative erbittert bekämpfte und dabei auch vor Falschaussagen nicht zurückschreckte («Abschottung»), will nichts davon wissen. In seinem Gesetzesvorschlag, den er am besagten Mittwoch öffentlich machte, wird nicht das vom Volk verfügte Kontingentsystem gesetzlich verankert. Weit gefehlt. Die EU- und die Efta-Staaten, die zuletzt 95 Prozent der Ge-

samtzuwanderung in die Schweiz verursachten, werden ausdrücklich von der Kontingentregelung ausgenommen. Der Bundesrat macht die Umsetzung des Volksentscheids von den Wünschen der Europäischen Union abhängig. O-Ton: «Die Zulassung für EU-Bürgerinnen und -Bürger wird wie bisher im Freizügigkeitsabkommen geregelt, welches entsprechend angepasst werden muss. Die Resultate der angestrebten Verhandlungen mit der EU sind deshalb für den vorliegenden Gesetzesentwurf von Bedeutung.» Die EU sagt, welche Gesetze sich

## Die EU sagt, welche Gesetze sich die Schweiz noch geben darf.

die Schweiz noch geben darf. Der Bundesrat stellt die Ausführung eines Volksentscheids unter den Vorbehalt ausländischer Zustimmung. Das ist keine taugliche Umsetzung, sondern eine Kapitulation auf Vorrat.

Eine besonders trübe Rolle spielt Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga. Die Justizministerin arbeitet mittlerweile gewohnheitsmässig mit subtilen Verdrehungen und Verfälschungen. Auch sie möchte die unerwünschte Initiative beerdigen, allerdings am liebsten so, dass es die ausgetricksten Stimmbürger nicht merken, es könnte ja unschön abfärben. In einem Interview des staatlichen Rundfunks schimpfte sie am letzten Samstag, die Initianten selber hätten den Bundesrat auf eine unmögliche Mission verpflichtet. Erstens wollten sie die Zuwanderung wieder eigenständig steuern. Zweitens würden sie vom Bundesrat verlangen, auf keinen Fall die bilateralen Verträge mit der EU zu riskieren. Man werde trotzdem alles versuchen, um diese «Quadratur des Kreises» zu erwirken, ergänzte sie trotzig.

## Hat da jemand Staatsstreich gesagt?

Das sind dreiste Erfindungen. Nicht die Initianten und schon gar nicht die Stimmbürger, der Bundesrat selber hat sich das Mandat zur Rettung der Bilateralen gegeben, um einen Zielkonflikt gegen die Initiative herbeizuhebeln. Nirgends im Verfassungsartikel ist die Rede davon, dass die Umsetzung der Zuwanderungskontingente an die Bedingung eines Fortbestands des Personenfreizügigkeitsvertrags oder der Bilateralen I geknüpft sei. Oder gar, dass die Schweiz die Zustimmung der EU einholen müsse, um das Kontingentsystem einzuführen.





Die Untergebenen schwingen sich zu Vorgesetzten auf: Bundesräte Burkhalter, Sommaruga, Schneider-Ammann (v. l.).

des Gewerbeverbands kürzlich in Klosters die Bemerkung heraus, dass die EU keinerlei Interesse habe, die von ihr freiwillig unterschriebenen, da vorteilhaften Verträge mit der Schweiz zu kündigen. Aber selbst, wenn sie es täte: Es ist doch würdelos für unsere Regierung und ein Zeichen mangelhaften Selbstvertrauens in die Kraft unserer Unternehmen, einem noch so jungen Vertragswerk eine derartig lebenswichtige Bedeutung zu geben. Gab es in der Schweiz kein Leben vor der Personenfreizügigkeit? Warum hat die EU die Bilateralen unterzeichnet, wenn sie doch so ausschliesslich im Schweizer Interesse sein sollen? An der gleichen Klosterser Tagung sah sich übrigens auch FDP-Präsident Philipp Müller auf eine konkrete Frage ausserstande, den exakten Wert der in Frage stehenden Verträge für die

Im Gegenteil. Der Bundesrat wurde per Volksentscheid verpflichtet, die selbstbestimmten Zuwanderungsregeln mit Kontingenten auch und gerade mit Blick auf die EU einzurichten. Das Freizügigkeitsabkommen räumt der Schweiz in den Paragraphen 14 und 18 das Recht auf Neuverhandlungen ein. Sollten diese allerdings erfolglos bleiben, müsste das Abkommen nötigenfalls gekündigt werden.

Das war allen Beteiligten immer klar. Die Initianten wussten es. Die Stimmbürger wussten es. Die Bundesräte wussten es. Es war ja geradezu die Pointe und das Hauptargument der Initiativgegner, die Leute mit dem angeblichen Horrorszenario zu erschrecken, eine Annahme der Initiative könne zur Kündigung der Freizügigkeit und zum Fall der Bilateralen I führen. Sie pflasterten die Schweiz mit Plakaten voll, deren einzige Botschaft das durch die Initiative gefällte bilaterale Wohlstandsbäumchen war. Der Bundesrat erklärte in der Abstimmungsbroschüre zum 9. Februar 2014 unmissverständlich: «Eine Annahme der Initiative könnte bewirken, dass das Freizügigkeitsabkommen gekündigt würde und als Folge davon auch die anderen Abkommen der Bilateralen I ausser Kraft gesetzt würden.» Heute so zu tun, als müsse die Volksabstimmung unter dem Gesichtspunkt der Bilateralen noch einmal

neu beurteilt, aufgerollt und im Licht ganz anderer Ziele relativiert werden, ist Schwindelei, mehr noch: eine Art Staatsstreich gegen die direkte Demokratie.

### Entmachtung des Stimmbürgers

Es ist beschämend, wenn man die mutlosen Paragraphen liest, mit denen der Bundesrat in seinem «Erläuternden Bericht» zum Gesetzesentwurf all die angeblichen Probleme, den «Mehraufwand», die «Regulierungskosten», die «Unsicherheiten» und «schwierig abzuschätzenden», aber selbstverständlich «gravierenden Konsequenzen» für die Schweiz aufzählt, sollte diese Initiative denn tatsächlich einmal umgesetzt werden. Das erhellende Dokument macht die Motiv- und Stimmungslage fühlbar. Die Regierung sträubt sich mit allen Fasern gegen den Verfassungsartikel. Sie suhlt sich geradezu in Schreckensprognosen der Verarmung, um dem Volk noch einmal die Dummheit der eigenen Entscheidung vor Augen zu führen. Folgt man der tristen Argumentation von Sommarugas Justizdepartement, ist die Masseneinwanderungsinitiative derart schädlich fürs Land, dass man sie rückwirkend glatt verbieten müsste.

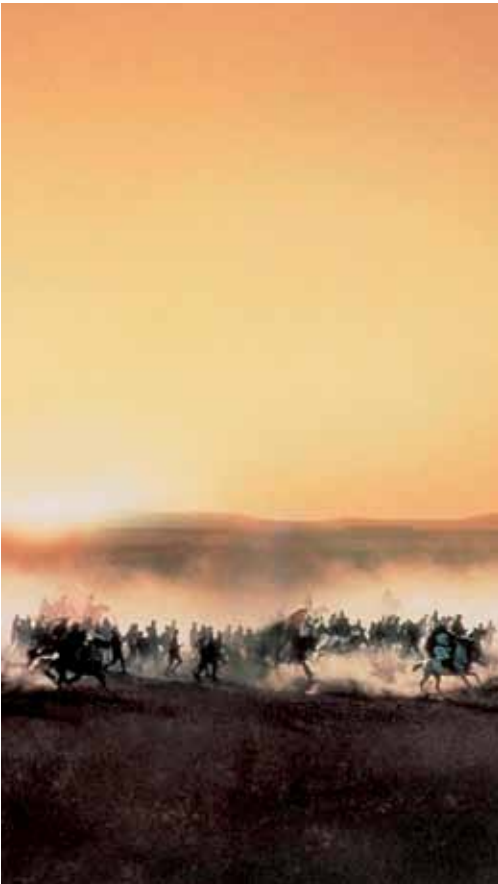
Natürlich sind die Depressivszenarien übertrieben. Selbst dem Schweizer EU-Chefunterschiedler Yves Rossier rutschte an einer Tagung

Schweiz zu beziffern. Hier wird wie schon bei der EWR-Abstimmung von 1992 politische Angstmacherei betrieben.

Das Beunruhigende an den windigen Umgehungsmanövern der Regierung liegt im Grundsätzlichen. Peter Dürrenmatt beschreibt in seiner «Schweizer Geschichte» den Bundesrat als oberste *ausführende* Behörde der Eidgenossenschaft. Der Bundesrat führt aus,

### Gab es in der Schweiz kein Leben vor der Personenfreizügigkeit?

was ihm der Souverän aufträgt. Diese Zeiten sind vorbei. Neuerdings ermächtigt sich das Vollzugsorgan zum Chef, die Untergebenen schwingen sich zu Vorgesetzten auf. Die Staatssäule der direkten Demokratie wird von oben angesägt. Richter bestimmen, dass nicht mehr Volk und Stände oberster Verfassungsgeber sind, sondern internationale Gerichtshöfe ausserhalb unserer demokratischen Verfahren. Bundesräte hintertreiben Volksentscheide und wollen die Schweiz durch «Rahmenverträge» den Instanzen der EU unterwerfen. Die Behörden entmachten Volk und Stände, um die eigene Macht zu mehren. Widerstand ist erste Bürgerpflicht.



Wahhabismus Saudi-Arabien: Seite 42



Risiken am Flughafen Zürich: Seite 36



Heimkehr ins Heilige Land: Seite 46



Frauen wollen gerne Sex: Seite 56

## Kommentare & Analysen

- 4 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Schiefelage beenden
- 9 **Im Auge** Francesco Schettino, Untergangskapitän
- 10 **Bundesfinanzen** Fiskus mit Herz
- 10 **Verwaltung** 7645 Seiten
- 11 **Personenkontrolle** Müller, Vogt, Hochuli
- 11 **Nachruf 1** Ruth Guler, Wirtin
- 11 **Nachruf 2** Jörg Rappold, Freisinniger
- 12 **Kampf der Königinnen**  
Die Rivalität zwischen den Bundesrätinnen Doris Leuthard und Eveline Widmer-Schlumpf
- 16 **Die Deutschen** Allahu Alaaf!
- 16 **Wirtschaft** Kein Platz für Illusionen
- 17 **Ausland** Endzeitgefühle in der Ära Merkel
- 18 **Mörgeli** Stoppt den Staat, er ist zu teuer
- 18 **Bodenmann** Maurers schwarze Schafe
- 19 **Medien** Abschied von gestern
- 19 **Gesellschaft** Aus dem Rahmen
- 20 **Leserbriefe/Darf man das?**

## Hintergrund

### 22 Schleichende Zentralisierung

Der Finanzausgleich untergräbt den Föderalismus

25 **Griechenland** Verhandeln wie Varoufakis

### 26 «Ich erwartete eine Einreisesperre»

Marcel Kollers Erfolge als Fussballtrainer in Österreich

29 **Gesundheit** Der Volkswille wird missachtet

30 **«Swissleaks»** Der mittelalterliche Pranger lebt

31 **Schweiz** Rassismus – verzweifelt gesucht

### 32 Ach Mohammed

Der Islam soll an der Basler Fasnacht tabu sein

34 **Essay** Der Staat nervt seine Bürger mit Bussen und Verboten

35 **Finanzplatz** Ausverkauf der Schweizer Rechtssouveränität

### 36 Lärmschutz statt Sicherheit

Immer mehr Fast-Zusammenstösse am Flughafen Zürich

### 38 Den Konservativen sei Dank

Katholiken und Sozialisten prägten die Schweizer Geschichte

### 40 Das Schweigen der anderen

Muslimen nach dem Attentat von Kopenhagen

### 42 Wahhab: Urvater der Islamisten

Die Gefahr des Wahhabismus in Saudi-Arabien

44 **Religion** Wer ist Muslim?

45 **Film** Das Beziehungsbild von «Fifty Shades of Grey»

### 46 Israels Masseneinwanderungsinitiative

Premier Netanjahu fordert die Juden zur Heimkehr auf



«Mein eigenes Ding machen»: Regisseur Linklater mit Tochter Lorelei, 2005. Seite 48

## Interview

### 48 [«Alles auf eine Karte»](#)

Für «Boyhood» wurde Richard Linklater mit dem Golden Globe ausgezeichnet. Nun könnte er zum grossen Gewinner bei den Oscars werden

## Stil & Kultur

### 52 [Stil & Kultur In der Venusfalle](#)

### 54 [Unfassbare Lust](#)

Der zärtliche, monogame Mann genügt den Frauen nur für begrenzte Zeit

### 58 [Bestseller](#)

### 58 [Der schnellste Schweizer](#)

Schriftsteller Jürg Acklin wird siebzig Jahre alt

### 59 [Jazz Bob Dylan](#)

### 60 [Top 10](#)

### 60 [Kino «Whiplash»](#)

### 61 [Film «Fifty Shades of Grey»](#)

### 62 [Namen Tausendsassa Pereira](#)

### 63 [Hochzeit Lisa Tristran und Waide Singer](#)

### 63 [Thiel Morgensonne](#)

### 64 [Wein Vinfox](#)

### 64 [Zu Tisch Restaurant «Ahorn», Braunwald](#)

### 65 [Auto VW Scirocco R](#)

### 66 [MvH trifft André Maeder, Manager](#)

## Autoren in dieser Ausgabe

### René Roca



Der Historiker und Gymnasiallehrer ist Gründer des Forums zur Erforschung der direkten Demokratie. In seinem Beitrag fordert er eine

Korrektur in der Schweizer Geschichte: Die Katholisch-Konservativen und die Frühsozialisten hätten den Bundesstaat ebenso geprägt wie die Liberalen. Seite 38

### Georg Brunold



Der Doktor der Philosophie war als Journalist in Kairo, Tanger und Nairobi tätig. Er ist Autor mehrerer Bücher über die afrikanische und

die arabische Welt. Er erklärt, warum das wahhabitisch geprägte Saudi-Arabien im Kampf gegen gewaltbereite Extremisten keine Lösung bieten kann. Seite 42

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCHEN



Blick vom Hohen Kasten über den Alpstein mit Säntisersee, Staubern, Kreuzberge, Altmann und Säntis

# SWISSVIEW – die Schweiz von oben

Erleben Sie die beiden neuen SWISSVIEW Episoden zum Vorzugspreis: Der «Alpstein mit dem berühmten Säntis» und die «unberührte Bergwelt des La Gruyère». Seit Oktober 2014 ist die Sendung auch auf S1 TV zu sehen. Täglich um 05:00 / 09:00 / 18:00 Uhr.

## «Churfürsten / Toggenburg / Alpstein Säntis / Appenzell»

Zwischen den imposanten Zacken der Churfürsten und dem Alpstein mit dem berühmten Säntis liegt das liebevolle Toggenburg, mit idyllischen Dörfern, Bergseen, Wiesen und Alpweiden. Wir fliegen hinauf zu den Kreuzbergen, hinein in die faszinierende Bergwelt des Alpsteins mit seinen einzigartigen Felsformationen und wunderschönen Bergseen.

## «Sense / Schwarzsee / La Gruyères Saane / Fribourg»

Die Wildheit von ungezähmten Flussläufen, wie die der Saane und Sense entführen Sie in die weithin unberührte Bergwelt des La Gruyère. Ein Naturereignis von einzigartiger Schönheit, verführerischer Epik und dem mittelalterlichen Charme von Gruyères und Fribourg.



La Gruyères: Wandflue / Zuckerspitz / Dent de Ruth

### Weltwoche-Spezialangebot

**Bestellen Sie jetzt eine der beiden SWISSVIEW-Blu-ray's zum einmaligen Vorzugspreis!**

- Blu-ray «Alpstein»  
Fr. 29.– (statt Fr. 38.–)
- Blu-ray «La Gruyères»  
Fr. 29.– (statt Fr. 38.–)

#### Bestellen Sie:

Im Online-Shop auf [swissview.com/shop](http://swissview.com/shop)

Im Feld «Gutscheincode» das Stichwort «Weltwoche-Duo» angeben und zum Vorzugspreis bestellen.  
(alle Preise exkl. Versandkosten).

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





## Schieflage beenden

Von Peter Keller — Der Bundesrat braucht eine Rochade. Das heisst je zwei Sitze für FDP, CVP (BDP) und SVP. Der bürgerliche Block hätte eine befreiende Wirkung auf Eveline Widmer-Schlumpf.



Miserabel besetztes Brett: Schachspieler Levrat.

Es war einer seiner lichtvolleren Momente. Am Tag vor der Abstimmung zur Masseneinwanderungsinitiative forderte Hans Grunder eine «grosse Regierungsumbildung», sollte das Volk der Vorlage tatsächlich zustimmen. Konkret verlangte der frühere BDP-Präsident, dass in diesem Fall alle Bundesräte ausser Ueli Maurer zurücktreten. «Dann gibt es, nüchtern betrachtet, nur eine Lösung: Die SVP übernimmt die Regierung und damit die Verantwortung.»

Hans Grunder führte seine nüchternen Betrachtungen weiter aus. Die SVP benehme sich wie eine Oppositionspartei, hätte bei einem Ja aber die Mehrheit des Volkes hinter sich, und zwar bei einer für die Schweiz entscheidenden Frage. Könnten sich die übrigen Parteien nicht zum Grossumbau des Bundesrates durchringen, dann sollte zumindest das Europadossier Ueli Maurer übergeben werden: «Er muss mit Brüssel verhandeln.»

Als Hans Grunder der *Schweiz am Sonntag* das Interview gewährte, glaubte er natürlich nicht an ein Ja zur Masseneinwanderungsinitiative, und vielleicht genehmigte er sich am Abstimmungsabend, nüchtern betrachtet, einen grossen Schnaps, um das Resultat zu verdauen. Trotzdem hatte der Berner BDP-Nationalrat recht mit seiner Analyse. Es herrscht eine grosse Schieflage zwischen der Politik des

Bundesrates und den Bedürfnissen der Bevölkerung.

Diese Schieflage muss korrigiert werden, aber nicht durch einen absurden Totalumbau der Regierung. Die Konkordanz liegt schon länger im künstlichen Koma. Bereits 1999 hätte die SVP gemäss ihren 22,5 Prozent Wähleranteil Anrecht auf einen zweiten Bundesrats-sitz gehabt. Vier Jahre später holte sich die Partei ihre Doppelvertretung mit Christoph Blocher und 26,7 Prozent der Stimmen. Dass die CVP (14,4 Prozent) einen Sitz abgeben musste, war zwar mathematisch logisch, aber politisch verheerend. 2007 führte die Hinterzimmerabsprache von Linken, Romands und Christdemokraten zur Abwahl des SVP-Tribuns. Die für ihn gewählte Eveline Widmer-Schlumpf hat sich inzwischen mit einer eigenen Partei selbständig gemacht.

Faktisch verfügt die CVP mit ihrem Trabanten BDP wieder über zwei Sitze, was ihr gemeinsamer Wähleranteil von 12,3 plus 5,4 Prozent durchaus rechtfertigt. Und es gibt für eine machtgeübte Partei wie die Christdemokraten keinen nachvollziehbaren Grund, Widmer-Schlumpf zugunsten der SVP zu opfern. Muss sie auch nicht. Dafür bietet sich eine Rochade bei den Polparteien an: Die Linken werden auf Diät gesetzt, und die Rechten

»» Fortsetzung auf Seite 10

## Die Grippe danach



Francesco Schettino, Untergangskapitän.

Italien wird nie untergehen. Das zeigt sich alljährlich beim Schlagerfestival von San Remo. Über fünfzig Prozent der Bevölkerung schalteten sich in das kollektive Delirium auf Rai 1 ein, und sogar das Traumpaar Al Bano und Romina Power («Felicità»), privat zwar längst verfeindet und geschieden, zwitscherte seine falschen Glücksgefühle. So verschwand der Prozess gegen den Kapitän des Kreuzfahrtschiffes «Costa Concordia», Francesco Schettino, sozusagen unter Wasser. Aber Schettino, 54, machte *bella figura* vor den Gerichtsschranken in Grosseto und erinnerte mit seinen Schmalzlocken an die Traumschiffromantik, als ein junger Crooner und Student namens Silvio Berlusconi seine Verführungskünste am weiblichen Salonpublikum erprobte. Er verbeugte sich am fatalen 13. Januar 2012 auf eine etwas andere als die künstlerische Art: Er neigte den 17-stöckigen Vergnügungsdampfer mit 4229 Menschen an Bord, darunter als blinde Passagierin seine heimliche Geliebte, eine ehemalige Tänzerin auf der «Concordia», in einer felsigen Untiefe vor der Insel Giglio zu Ehren eines früheren Bordkellners an Land und zum Amusement der Klientel. Nach der Havarie flüchtete der «Kapitän Feigling», wie er fortan hiess, in einer Rettungsschaluppe und dinierte in Uniform mit der Mätresse, während 32 Menschen starben.

Die italienische Justiz rangiert in punkto Verlässlichkeit hinter Ländern wie Angola oder Gabun. Strafprozesse können sieben bis neun Jahre verträdeln werden und versanden häufig in der Verjährung. Die Reederei der «Costa Concordia» hat sich mit einem juristischen Kuhhandel für eine Million Euro aus der Verantwortung gekauft. Schettino sitzt auch nicht ganz auf dem Trockenen. Er hält Vorträge, etwa als «Experte für Panikmanagement» an der Universität in Rom. Die Richter in Grosseto schickten ihn sechzehn Jahre in den Kerker, aber er bleibt bis zur letzten Instanz auf freiem Fuss. Zur Urteilsverkündung ist er nicht erschienen. Entschuldigt wegen einer Grippe. Vielleicht musste er ja San Remo schauen.

Peter Hartmann

bekommen ihren zweiten Vertreter. Eine Spiegelung der heutigen Verhältnisse. Die Baslerbieter Wahlen haben gezeigt, dass dieses Modell bei der Bevölkerung Anklang findet: Das geeinte bürgerliche Ticket gewann insgesamt Wähleranteile, die Grünen stürzten ab, die SP konnte ihre Sitze knapp halten und verlor dafür ihre Vertretung in der Exekutive.

### Halbstarker mit offenem Hemdkragen

Selbstverständlich würde die bürgerliche Formel «2 FDP, 2 CVP (BDP), 2 SVP» für einen Aufstand der Linken und ein paar Trillerpfeifen auf dem Bundesplatz sorgen. Dieses Gedöns muss man aushalten können. Es geht um ein neues Selbstverständnis. Der bürgerliche Block ist der SP nichts schuldig. Sie nimmt sich schliesslich in den Städten die Mehrheiten, wo sie nur kann, sie hat die Konkordanz 1999, 2003, 2007 und 2011 übergangen, und nicht wenige Exponenten fordern sogar den Totalrauswurf der SVP aus dem Bundesrat.

SP-Präsident Christian Levrat führt sich auf wie die bessergenährte Version des griechischen Finanzministers Varoufakis: Mit offenem Hemdkragen spielt er den Halbstarken, stellt Ultimaten an die Freisinnigen und poltert gegen die SVP. Dabei weiss der Freiburger Ständerat und passionierte Schachspieler, dass sein Brett miserabel besetzt ist. Mit einer gezielten Rochade stünde die SP vor dem Schachmatt.

Es gibt gute Gründe für eine Mitte-rechts-Regierung. Zuallererst würde diese Zusammensetzung der politischen Grundhaltung der Schweizer Bevölkerung entsprechen. Ausser der Linken will niemand in die EU – nicht einmal das Gros ihrer eigenen Wählerschaft. Wie in den meisten kantonalen Exekutiven verfügten die Mitteparteien FDP und CVP (BDP) über die Mehrheit im Bundesrat.

Auch inhaltlich drängt sich eine Veränderung auf: Die letzten acht Jahre haben zu einer massiven Expansion der Staatsausgaben geführt. Der Bund macht Defizite trotz rekordtiefer Schuldzinsen. Wie die jüngsten Zahlen zeigen, verdient heute ein Beamter im Durchschnitt mehr als ein Banker – eine mit Steuergeldern finanzierte Abzockerei. Nirgendwo gab es einen solchen Stellenzuwachs wie in der Verwaltung und im staatsnahen Gesundheitswesen.

Der bürgerliche Schulterchluss hätte zudem eine befreiende Wirkung auf Eveline Widmer-Schlumpf: Sie dürfte wieder nach rechts rücken gemäss ihrem neuen Elektorat in der Bundesversammlung. Der utopische Blindflug namens Energiestrategie 2050 könnte sanft eingeschlafert werden. Und schliesslich käme das Europadossier, wie Hans Grunder letztes Jahr nüchtern forderte, in die richtigen Hände.

Peter Keller ist *Weltwoche*-Autor und SVP-Nationalrat.

## Bundesfinanzen

# Fiskus mit Herz

Von Beat Gygi — Viel Verständnis für Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf.

Die Medien hätten es auch als positive Nachricht bringen können, sie hätten schreiben können, dass Schweizer Unternehmen und Haushalte im vergangenen Jahr etwas weniger an den Staat abliefern mussten als erwartet und deshalb ein wenig mehr Freiraum für sich selber erlangt hätten. Aber die Medien fühlten nicht mit dem Steuerzahler, sondern hatten eher ein Herz für den Fiskus, wie meist im Zusammenhang mit Staatsfinanzen. So dominierten vergangene Woche in Zeitungen, Fernsehen und Internet die Meldungen über das



Raffiniertes Spiel: Widmer-Schlumpf.

erste Defizit des Bundes seit 2005, über düstere Finanzzahlen, unerwartete schlechte Entwicklungen der Einnahmen, darüber, dass dem Bund die Steuererträge wegbrechen. Leser und Zuschauer wurden quasi in die Position der Behörde versetzt, die bei ihnen normalerweise das Geld eintreibt. Und das Publikum wurde dann sogar gefühlsmässig mitgenommen, um bei der Suche nach den Ursachen dieser besorgniserregenden Entwicklung dabei zu sein.

### Die Entwicklung war früh klar

Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf erhielt viel Verständnis, als sie versprach, bis im März mehr über die genaueren Hintergründe darzulegen. Dabei steht schon in dem im August publizierten Finanzplan 2016–2018, beruhend auf den Schätzungen per Mai 2014, zur direkten Bundessteuer: «Die Einnahmen dürften im laufenden Jahr den Budgetwert klar verfehlen.» Die Differenz zu den budgetierten Werten war damals zwar noch kleiner als Ende Jahr, aber die Entwicklung war früh klar. Deshalb wäre zu erwarten, dass eine Finanzministerin im Februar des folgenden Jahres genauere Erklärungen dazu abgeben kann. Klar, man kann das Vorgehen als raffinierte Kommunikation erklären, aber das Spielen gehört nicht zu einer klaren Finanzpolitik.

## Bürokratie

# 7645 Seiten

Von Alex Reichmuth — Bei einer Kleinfirma läuft der Drucker heiss. Weil es der Bund so will.

Vielfältig sind die Vorschläge, die Politiker, Wirtschaftsleute und Journalisten seit der Aufhebung des Euro-Mindestkurses durch die Nationalbank ins Spiel gebracht haben, um die Schweizer Wirtschaft zu retten. Die Linken rufen nach mehr Regulierung und verlangen einen Kündigungsschutz für Angestellte über fünfzig Jahre. Die bürgerliche Seite denkt derweil über tiefere Löhne und längere Arbeitszeiten nach, will die Energiewende abschiesse und verlangt, Abgaben und Steuern für Unternehmen zu senken. Und ja: Weniger behördliche Bürokratie wäre wichtig, um die Wirtschaft zu entlasten.

Bei Letzterem scheint es in der Tat noch Luft für Verbesserungen zu geben, wenn man sich folgenden Vorfall vor Augen hält, von dem die *Weltwoche* Kenntnis hat: Ein Kleinunternehmen mit sechs Angestellten, das mit Pflanzenschutzmitteln handelt, muss für die Zulassung eines konkreten Produktes in der Schweiz umfangreiche Unterlagen einreichen: Gesuche, Datenblätter, Zertifikate et cetera. Das zuständige Bundesamt für Landwirtschaft verlangt nun, dass die Unterlagen nicht nur elektronisch in sechsfacher Ausführung auf CDs, sondern zusätzlich auch auf Papier ausgedruckt eingereicht werden. Die Dokumente umfassen allerdings geschlagene 7645 Seiten, was etwa fünfzehn Bundesordner füllt.

### «Auch noch nach Jahrzehnten zugreifen»

Auf die schriftliche Rückfrage des irritierten Firmenchefs, ob der umfangreiche Druckauftrag wirklich nötig sei, führt das Bundesamt für Landwirtschaft «Weisungen» an, von denen man scheinbar nicht abrücken kann. «Da wir die Sicherheit haben müssen, auf Dossiers auch noch nach Jahrzehnten zugreifen zu können, und momentan keine Informatiklösung haben, die dies gewährleisten kann», schreibt das Amt, «können wir nach wie vor nicht auf die Papierversion verzichten.»

Im Kleinbetrieb beginnt man also mit dem Unvermeidlichen – und druckt und druckt. Bald läuft der Drucker heiss und steigt schliesslich ganz aus. Also lässt der Chef den Rest extern zu Papier bringen, um auch die letzten tausend Seiten pflichtgemäss einzureichen.

Die Bewilligung für den Handel mit dem Pflanzenschutzmittel, das im Ausland längst zugelassen ist, gilt übrigens für maximal zehn Jahre – ist also dann, wenn der Bund die Bewilligungsunterlagen in Papierform angeblich noch haben muss, längst verfallen.

## Personenkontrolle

### Müller, Vogt, Hochuli

Rechnen mit der Sonntags-NZZ. «Bürokratie-Schub wegen SVP-Initiative», lautete der Aufmacher der letzten Ausgabe. Die Kontingente kosteten «viel mehr» als vom Bund geschätzt, schrieb das Blatt von Chefredaktor **Felix E. Müller**. Dazu lieferte es folgende Zahlen, die es sich von Arbeitgeberpräsident **Valentin Vogt** vorrechnen liess: Pro Gesuch müsse man nicht nur, wie es der Bundesrat tut, 500 Franken veranschlagen, sondern 2000 Franken. Bei einer geschätzten Anzahl von 200 000 Gesuchen mache das «vier Milliarden» Franken, so die *NZZ am Sonntag*. Das richtige Ergebnis wäre indes 400 Millionen Franken. Die *NZZ am Sonntag* machte



*Rechnung nach NZZ-Art:* Chefredaktor Müller.

also Schlagzeilen mit Zahlen, die um den Faktor zehn zu hoch waren. Gegenüber der Rechnung des Bundesrats wäre die schlagzeilenträchtige Rechnung nach NZZ-Art sogar um den Faktor vierzig zu hoch. Abgesehen davon, dass die angenommene Zahl von 200 000 Gesuchen ebenfalls eher hochgegriffen scheint. Angesichts solcher Desinformation auf der Frontseite fragt sich der geneigte Leser, wie das einst für seine Nüchternheit und Seriosität bekannte Haus NZZ zu solchen Fantasieberichten kommt. Eine mögliche Antwort lieferte die *NZZ am Sonntag* selbst: «Weshalb Gymnasiasten schlecht in Mathe sind», war ein direkt darunter Artikel betitelt. (*gut*)

Als die *Weltwoche* im letzten September Kommissionsprotokolle des Aargauer Kantonsparlaments veröffentlichte und beschrieb, wie schlecht diese **Susanne Hochuli** (Grüne) dastehen lassen, handelte die Regierungsrätin prompt: Sie reichte Strafanzeige gegen unbekannt ein. Was ihr Departement in der entsprechenden Mitteilung verschwieg: Die Anzeige richtete sich nicht nur gegen die Quelle der Informationen, sondern auch gegen den *Weltwoche*-Redaktor, der als Autor des entsprechenden Artikels zeichnete. Dieser wurde kürzlich von der Oberstaatsanwaltschaft Aargau vorgeladen, wegen «Veröffentlichung amtlicher gemeiner Verhandlungen». Hochuli scheint Transparenz zu scheuen wie der Teufel das Weihwasser. (*are*)

## Nachrufe



*Verblüffende Direktheit:* Gastgeberin Guler.

**Ruth Guler (1930–2015)** — Mit dem Tod von Ruth Guler verliert Klosters eine seiner bekanntesten und zugleich besten Gastgeberinnen. Als Hotelière und Wirtin im «Wynegg» stand sie keiner Nobelherberge vor. Sie führte vielmehr mit beispielhafter Hingabe und grossem persönlichen Einsatz über Jahrzehnte hinweg ihr kleines, heimelig eingerichtetes Hotel. Bereits als junge Frau musste Ruth Guler durch den plötzlichen Tod ihres Vaters, eines bekannten Bergführers, noch während ihrer Ausbildung der Mutter im elterlichen Hotel zu Hilfe eilen. Später übernahm sie das Hotel und führte es mit der ihr eigenen Unternehmensphilosophie bis ins neunte Lebensjahrzehnt alleine. Ihre spontane Herzlichkeit, aber auch ihre verblüffende Direktheit und mütterliche Strenge zogen über Jahrzehnte hinweg Einheimische wie Gäste an und machten sie zu treuen Dauergästen. Besonders angetan hatte es das heimelige «Wynegg» britischen Gästen, und zwar bis in den Buckingham-Palast hinauf. Während Jahren verbrachte Prinzessin Margaret zusammen mit ihrem Gatten Lord Snowdon ihre Ferien im Hause von Ruth Guler. Aber auch Prinz Charles – an dessen Hochzeit mit Diana sie persönlich eingeladen war und der sie noch letzten Winter besuchte – war ihr regelmässiger Gast. Zugleich bot sie aber auch dem Ski Club of Great Britain oder dem Marden's Club ein Zuhause und machte damit Klosters auf der Insel zu einer bekannten Feriendestination. Ruth Guler lebt bei ihren unzähligen Gästen aus nah und fern als wunderbare Gastgeberin in bester Erinnerung weiter.

*Heinz Brand*



*Stil, Klasse, Substanz, Humor:* Anwalt Rappold.

**Jörg Rappold (1935–2015)** — Ich traf ihn erstmals vor zwölf Jahren, als er sich mir umweglos als Aktionär der *Weltwoche* vorstellte. Sein erster Satz: «Sie sollten in jeder Ausgabe Ihrer Zeitung einen richtungsweisenden Artikel schreiben. Können Sie das?» Sofort wurde klar, dass es sich bei diesem distinguierten, jovial lächelnden Mann Ende sechzig nicht um einen publizistischen Frührentner handelte, sondern um einen verbindlich argumentierenden Unternehmer, dem es nicht egal war, was da geschrieben und verbreitet wurde. Es gibt Menschen, bei denen spürt man gleich die eindringliche Präsenz. Mit der Zeit lernten wir uns kennen, schliesslich wurden wir Freunde. Jörg Niklaus Rappold, Anwalt, ehemaliger FDP-Kantonsrat, Zunftmeister und Ehrenzunftmeister des Kämbel in Zürich war ein klassischer Liberaler, der am real existierenden Freisinn litt, ihm aber aus Verbundenheit die Treue hielt. Er sah seine Partei nicht als eine Art politischen Rotary Club für Leute, die sich karrieretechnisch verbessern wollen. Für ihn bedeutete Freisinn die Verpflichtung auf ein Programm freiheitlichen Denkens und Handelns, das notwendig Anstoss erregt. Rappold verkörperte die besten Traditionen der bürgerlichen Schweiz. Zusammen mit seiner zauberhaften Frau Minouche war er aber auch ein grosser Choreograf interessanter Tischrunden. Als Gentleman mit einer ihm irgendwie geburtsmässig eingepflanzten Noblesse bewegte er sich schwebend zwischen politischen Schützengräben und den Sphären der Kultur. Er hatte Stil, Klasse, Substanz und Humor. Alle, die ihn kannten und liebten, werden ihn sehr vermissen. *Roger Köppel*



Es droht ein kalter Krieg: Eveline Widmer-Schlumpf, Doris Leuthard.

Bundeshaus

## Kampf der Königinnen

*Von Hubert Mooser* — Die Bundesrätinnen Doris Leuthard und Eveline Widmer-Schlumpf stehen vor einem schwierigen Jahr. Die Lenkungsabgabe auf Energie lässt die Rivalität zwischen den beiden Primadonnen wieder aufflammen. Zum Nachteil von Bürgern und Konsumenten.

Ein Jahr lang hielt der Burgfrieden zwischen den Bundesrätinnen Doris Leuthard (CVP) und Eveline Widmer-Schlumpf (BDP). Die zwei Frauen sind von Haus aus Rivalinnen. Sie entscheiden mit ihrer Stimme, auf welche Seite ein Geschäft kippt. Unterliegt die eine, weil die andere sie nicht unterstützt hat, leidet das Klima im Bundesrat. Nun kündigt sich weiteres Ungemach an: Die Finanzministerin hat in einem Interview mit der *Aargauer Zeitung* die von ihr schon lange geplante Klima- und Energieabgabe öffentlich lanciert. Die Benzinpreise könn-

ten bis im Jahr 2030 um 26 Rappen pro Liter Benzin steigen, liess sie durchblicken. Im März will sie dem Bundesrat eine Vorlage präsentieren. Mit einer Abgabe auf Brenn- und Treibstoffen sowie Strom sollen die Bürger ab 2020 zu einem sparsameren Verbrauch umerzogen werden. Die Einnahmen sollen über tiefere Krankenkassenprämien und eine Reduktion der Sozialversicherungsbeiträge an Haushalte und Unternehmen zurückfliessen. Diesen Grundsatz will Widmer-Schlumpf neu in der Verfassung verankern. So viel zur Theorie.

Die politische Wirklichkeit sieht anders aus. In Leuthards Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) empfindet man Widmer-Schlumpfs Vorpreschen als Kampfansage. Leuthard sei von den Aussagen der Chefin des Finanzdepartementes (EFD) kalt erwischt worden, sagen ihre Parteileute. Dabei hat der Bundesrat 2014 das Uvek und das EFD gemeinsam mit der Ausarbeitung einer Ökosteuervorlage beauftragt. In den kommenden Tagen wollen jetzt Leuthard und Widmer-Schlumpf eine Aussprache führen. Es ist nicht



die erste. Die Lenkungsabgabe entzweite die beiden von Anfang an.

Und so hat der Zank begonnen: Nach den Parlamentswahlen 2011 sollten der Atomausstieg und die Energiestrategie 2050 inklusive Ökosteuern das grosse gemeinsame Projekt der neuen Mitte werden, mit den Traditionsparteien CVP und EVP sowie den Wahlgewinnern BDP und GLP. Stattdessen sorgte die Vorlage für Dauerspannungen zwischen dem Uvek und dem EFD. Wie es ihrem Temperament entspricht, trieb Widmer-Schlumpf das Ökosteuern-Projekt aber schneller voran, als es Leuthard lieb war. Die Uvek-Chefin setzte die Prioritäten beim Ausbau der Förderinstrumente und sah ihre Vorlage gefährdet, wenn parallel zum Atomausstieg und zur Förderung von Strom aus Sonne und Wind auch noch die Lenkungsabgabe zur Diskussion gestellt würde. Die Finanzministerin liess sich dadurch nicht beirren und wollte im Frühjahr

2013 mit der Ökosteuern vorpreschen. Es kam im Bundesrat hart auf hart, schliesslich setzte sich Leuthard durch, und Widmer-Schlumpf musste mit ihrem Projekt in die Warteschlange. Danach kehrte Ruhe ein, wohl auch darum, weil CVP und BDP im Hintergrund über eine verstärkte Zusammenarbeit nachdachten.

Im Herbst 2014 dann der Paukenschlag: Die BDP liess die Verhandlungen zu einer Union mit der CVP platzen. 2015 werde für die beiden zu einem schwierigen Jahr, hört man jetzt in anderen Departementen.

#### **Darbella spuckte Gift und Galle**

Es gibt tatsächlich einige Minenfelder wie zum Beispiel die Familieninitiative, mit der die Leuthard-Partei steuerfreie Kinderzulagen durchsetzen will. Weil dies Einnahmeausfälle für den Bund bringt, bekämpft die Finanzministerin dieses Volksbegehren. Das sorgt für Spannungen zwischen den beiden Parteien.

CVP-Parteichef Christophe Darbella spuckte Gift und Galle, weil Widmer-Schlumpf die Auswirkungen der CVP-Initiative auf den Finanzhaushalt übertrieben dargestellt haben soll. Wegen der düsteren Aussichten bei den

---

#### **Nichts belastet das Klima mehr als die Differenzen zur Frage der Klima- und Energieabgabe.**

---

Bundesfinanzen will Widmer-Schlumpf Einlagen in den Infrastrukturfonds (aus diesem Topf wird ein Ausbau der Verkehrssysteme in den Städten finanziert) kappen. Kampflos wird die Uvek-Chefin hier kaum Terrain preisgeben. Aber nichts belastet das Klima zwischen den beiden Alpartnern mehr als ihre Differenzen zur Frage der Klima- und Energieabgabe.

»» Fortsetzung auf Seite 15

# Voller Einsatz für die Schweiz.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder [www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo). Selbstverständlich auch online und übers Tablet verfügbar.

Probeabo  
10 Ausgaben!  
nur Fr. 40.–



Leuthard erwartet von Widmer-Schlumpf Korrekturen an den Benzinpreiserhöhungsplänen. Denn die Ökosteuer, so die Überlegungen im Uvek, könnte von Gegnern der Energiestrategie 2050 einmal mehr als Vorwand für das gierige Abkassieren des Staates empfunden werden und obendrein auch noch ganz andere Projekte gefährden. Zum Beispiel Leuthards Strassenfonds. Die Aargauerin bekam den Volkszorn zu spüren, als sie vor einem Jahr einen im Vergleich zur Ökosteuer moderaten und stufenweisen Aufschlag von 12 bis 15 Rappen vorschlug – damit will sie in den kommenden Jahren Unterhalt und Ausbau der Nationalstrassen finanzieren. Leuthard stehe total neben den Schuhen, schimpften Automobilisten. Und Leuthard weiss: Jede zusätzliche Erhöhung der Benzinsteuer bietet den Gegnern eine neue willkommene Angriffsfläche – gegen den Strassenfonds, aber auch gegen ihre Energiestrategie.

### Entschlossenheit tönt anders

Besonders mit ihrer Vorlage zum Umbau der Energieversorgung wandelt die CVP-Bundesrätin auf einem schmalen Grat. Die Debatte im Nationalrat war ein Balanceakt, den sie jedoch erfolgreich meisterte. Ein Absturz ist aber immer noch möglich. FDP, SVP und Teile der Wirtschaft machen weiter Druck gegen die vom Bundesrat beschlossenen Fördermassnahmen. Und die Ökosteuer bedeutet noch mehr Sperrfeuer der Gegner. FDP-Energiopolitiker Christian Wasserfallen gab schon 2013

### Widmer-Schlumpf muss sich die Frage stellen, ob sie mit der Ökosteuer nicht in der Falle sitzt.

den Tarif der Freisinnigen in Sachen Lenkungsabgabe durch: «Nein, danke.» Langsam muss sich Widmer-Schlumpf die Frage stellen, ob sie mit der Ökosteuer nicht in der Falle sitzt. Es droht deswegen nicht nur ein kalter Krieg mit Leuthard wie schon einmal im Jahre 2012.

Die Pläne der Finanzministerin könnten vor allem zu einem anhaltenden Sturm der Entrüstung führen – und dies in einem Wahljahr, das für die BDP mit Mandatsverlusten in Baselland schlecht begonnen hat. Eine Erhöhung des Benzinpreises um 26 Rappen – auch wenn der Aufschlag erst 2030 wirksam wird – könnte eine flächendeckende Wutwelle auslösen. Selbst in ihren eigenen Reihen hält sich die Begeisterung in Grenzen. Eine Lenkungsabgabe werde sich wohl nicht vermeiden lassen, liess sich Widmer-Schlumpfs treuer Weggefährte, Nationalrat Hans Grunder, zitieren. Entschlossenheit tönt anders.

Widmer-Schlumpf versucht sich jetzt durchzuschlängeln: Sie werde im März Varianten vorschlagen, liess die Bundesrätin die Öffent-

lichkeit wissen. Nur haben ihre Ökosteuer-Experten im Vorentwurf zu einer «Verfassungsbestimmung über ein Klima- und Energielenkungssystem» vom Januar 2015 ausgerechnet: Um mindestens 26 Rappen müsse der Treibstoffpreis angehoben werden, damit bei den Automobilisten überhaupt ein Umdenken stattfindet und eine Lenkungswirkung spürbar werde. Die EFD-Experten haben in diesem bisher unveröffentlichten Papier eine exemplarische Umsetzung der Klima- und Energieabgabe durchgespielt – aufgrund folgender Energiesparziele: 10 Prozent weniger Stromverbrauch bis 2030 im Vergleich zum Jahr 2000 und 40 Prozent weniger CO<sub>2</sub>-Ausstoss gegenüber 1990.

Ihr Fazit: Nur wenn das Benzin zwischen 2021 und 2030 um 26 Rappen und das Heizöl um 336 Franken pro Tonne CO<sub>2</sub> (knapp 90 Rappen pro Liter Heizöl) verteuert werde, komme eine gewisse Lenkungswirkung zum Tragen. Wähle man nur schon eine etwas moderatere Benzinpreiserhöhung um die 13 Rappen und eine Mehrbelastung von 240 Franken pro Tonne CO<sub>2</sub> (63 Rappen pro Liter Heizöl), brauche es nicht unerhebliche ergänzende Massnahmen zur Zielerreichung. Gemeint sind damit schärfere Verbrauchervorschriften und Regulierungen. Verzichte man beim Benzin auf eine Abgabe, brauche es noch weiter- und tiefergehende Sondermassnahmen. Diese seien jedoch schwieriger zu handhaben als die Lenkungsabgabe, schreiben die EFD-Experten.

Auch Strom soll teurer werden – und zwar unabhängig davon, ob er in einem Windpark, einem Atommeiler oder in einem Wasserkraftwerk produziert wurde. Im Bericht raten die Experten zu einer uniformen Strompreiserhöhung von 4,5 Rappen pro Kilowattstunde. Was die Finanzministerin dem Bundesrat im März dann tatsächlich vorlegen wird, wird aber auch von der Aussprache mit Energieministerin Leuthard abhängen, die das mit ihr verantworten müsste.



Das grosse Reformwerk Ökosteuer ist jedoch so oder so schwer vermittelbar. Dieser Schluss lässt sich jetzt schon aus dem Vorentwurf ziehen. Laut Bericht können mit Lenkungsabgaben der Energieverbrauch und der Ausstoss von CO<sub>2</sub> zu tieferen volkswirtschaftlichen Kosten als mit Fördermassnahmen und Vorschriften erreicht werden. Das Modell lasse Haushalten und Un-

### Steigt der Benzinpreis, geht der Verbrauch zurück, und die Einnahmen schrumpfen.

ternehmen die Entscheidungsfreiheit, ihr Verhalten dort anzupassen, wo dies zu den geringsten Kosten möglich sei. Die Einnahmen sollen nach einer Übergangszeit vollständig an Haushalte und Unternehmen rückverteilt werden. Für energieintensive Firmen, die im internationalen Wettbewerb stehen, sind Entlastungen vorgesehen. Das ist gewissermassen die Schokoladenseite des Projektes. Allerdings: Steigt der Benzinpreis an, geht der Verbrauch zurück, und die Einnahmen des Bundes aus der Mineralölsteuer schrumpfen. Dann fehlen dem Bund die Mittel zum Ausbau von Schiene und Strasse. Das ist schon etwas weniger toll. Denn für diesen Fall dürfe ein Teil der Lenkungsabgabe für den Ausbau des Verkehrsnetzes verwendet werden. Auch eine weitere Verteuerung des Benzins ist dann wahrscheinlich.

### Emotionale Faktoren

Auch bei der Abgabe auf Strom gibt es einen Pferdefuss. Die Förderabgabe zum Ausbau von erneuerbaren Energien, die jeder Konsument mit der Stromrechnung bezahlt, soll bis 2030 bestehen bleiben. Ab 2021 zahlt jeder Stromkunde also Förderabgabe und Lenkungsabgabe auf elektrischer Energie. Erst im Jahre 2045 kommen Haushalte und Unternehmen in den Genuss einer vollen Rückerstattung der Lenkungsabgabe. Dazu kommen emotionale Faktoren. Den Menschen in den Bergkantonen kann man schlecht sagen, sie sollten auf den öffentlichen Verkehr umsteigen. Um überhaupt zur Arbeit zu kommen oder zum Arzt zu gehen, brauchen sie in der Regel ein Auto. Der Benzinschock lasse sich in diesen Regionen kaum mit einer bescheidenen Gutschrift auf den Krankenkassenprämien dämpfen, mahnen Kritiker.

Es wird also ein steiniger Weg für Widmer-Schlumpf werden. Vorerst müssen aber die Finanzministerin und die Energieministerin ihre Differenzen bereinigen, und dann müssen Bundesrat und Parlament über die Bücher. Am Ende werden die Stimmbürger darüber befinden. Und erst wenn die Verfassungsänderung diese Hürden übersteht, beginnt das eigentliche Feilschen um die Höhe der Abgaben auf Benzin, Heizöl und Strom. Dann werden die beiden Bundesrätinnen Leuthard und Widmer-Schlumpf wohl schon im Ruhestand sein. ○

# Allahu Alaaf!

Von Henryk M. Broder — Der Humorstandort Deutschland ist in Gefahr.



Wenn es um den Humor geht, verstehen die Deutschen keinen Spass. Schliesslich haben sie 1933 den grössten Komiker aller Zeiten zum Kanzler gewählt, und wenn er

sich eines Tages beim Ausblick auf das von ihm umgestaltete Berlin nicht totgelacht hätte, würde er möglicherweise noch immer regieren. Oder er wäre EU-Kommissar für Osterweiterung geworden. Zwar war die grosse nationale Komödie 1945 vorbei, aber auch danach ging es durchaus humorvoll weiter. Unter anderem mit Heinrich Lübke im Westen («Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Neger!») und Walter Ulbricht im Osten («Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten!«).

Auch die jetzige Kanzlerin hat viel Sinn für Humor, obwohl sie eine Frau und eine ostdeutsche Protestantin ist: «Ich ahne, wovon ich spreche, meine Damen und Herren.» In Deutschland gibt es sogar eine «fünfte Jahreszeit», die ganz dem Humor gewidmet ist. Es sind die Wochen zwischen dem 11. November und Aschermittwoch. Da wird getanzt und geschunkelt, und da werden lustige Geschichten erzählt, die immer mit einem Tusch enden, damit die Zuhörer wissen, dass sie lachen und applaudieren dürfen. Diese Art des Humors, so liest man es immer wieder, sei schwer subversiv, sie richte sich gegen die Mächtigen. Wenn das wahr ist, dann ist die Kieker Sprotte die kleine Schwester der Regenbogenforelle. Nun aber ist etwas passiert, das dem Humorstandort Deutschland irreparablen Schaden zufügen könnte. Die Polizei in Braunschweig hat in letzter Minute den örtlichen Karnevalsumzug abgesagt – es habe «Hinweise» auf einen geplanten Anschlag gegeben. Obwohl man eigentlich niemand provoziert habe. Im Gegensatz zu den Kölner Kollegen, die einen *Charlie Hebdo*-Themenwagen auf die Reise schicken wollten, dann aber von der Idee Abstand nahmen, um kein Risiko einzugehen. Die Humorfreiheit ist ein hohes Gut, aber sie ist auch mit Verantwortung verbunden. Doch sehen wir das Ganze positiv: Der Islam ist nicht nur eine Religion des Friedens, sondern auch des Humors, man muss sich nur ein wenig Mühe geben, ihn zu verstehen. Ist der Islamische Staat nicht eine Parodie auf das Heilige Römische Reich Deutscher Nation? Na bitte! Deswegen lautet der deutsche Gruss ab sofort: Allahu Alaaf!

# Kein Platz für Illusionen

Von Silvio Borner — Vor vier Jahren kippte der politische Zeitgeist und löste eine ideologische und opportunistische Energiewende aus. Eine Neubeurteilung ist dringend notwendig.

Nach Störfällen im japanischen Kernkraftwerk Fukushima im März 2011 setzte auch in der Schweiz ein überstürztes Umdenken in der Energiepolitik ein. Doch seither hat sich einiges geändert, was bei nüchterner Betrachtung zu einer neuen Beurteilung der Energiewende führen muss.

- 1 — Ein irrwitziger Alleingang der Schweiz zeichnet sich ab, weil globale Vereinbarungen in noch weitere Fernen gerückt sind und niemand sonst dermassen hohe Energiepreise oder -einsparungen anpeilt.
- 2 — Die Preise von Öl und Gas sind um fast die Hälfte gesunken. «Peak Oil» und «Peak Gas» haben sich als Fata Morgana herausgestellt.
- 3 — Eine technische Revolution mit Namen Fracking hat bereits stattgefunden. Eine zweite zeichnet sich im Bereich der Kernenergie ab, während bei Sonne, Wind und Speicherung auf das Prinzip Hoffnung gesetzt werden muss.
- 4 — Staatliche Subventionen für Flatterstrom haben einerseits der Kohle zu einer Renaissance verholfen, entwerten aber andererseits unsere Wasserkraft.
- 5 — Die abrupte Aufwertung des Schweizer Frankens ist eine existenzielle Bedrohung für den gewerblich-industriellen Standort Schweiz. Für teure Illusionen ist kein Platz mehr.

## Indoktrination und Gehirnwäsche

Unsere Energiepolitik war bis zur Fukushima-Hysterie geradezu vorbildlich und nachhaltig. Schon nach dem Ersten Weltkrieg forcierten wir mit Erfolg die Elektrifizierung durch Wasserkraft, um die Auslandabhängigkeit bei der Kohle zu reduzieren. Nach dem Zweiten Weltkrieg verstärkten wir diese Strategie, bis in den sechziger Jahren klar wurde, dass der weitere Ausbau der Wasserkraft an ökonomische und ökologische Grenzen stossen würde. Auch die Risiken von Kohle und Gas – Importabhängigkeit und Luftverschmutzung – wurden früh erkannt, was den Übergang zur Kernenergie einleitete, damals mit Unterstützung der Linken und der Landschaftsschützer. In den neunziger Jahren begannen wir vorsichtig mit Verbesserungen bei den fossilen Energieträgern und mit der Förderung neuer erneuerbarer Energien.

Das alles setzen wir heute mit der Energiestrategie 2050 leichtfertig aufs Spiel – ohne wissen-

schaftliche Fundierung, ohne staatspolitische Legitimation und ohne plausible Abschätzung der gesamtwirtschaftlichen Folgen.

Das politökonomische Trauerspiel nimmt immer mehr realsatirische Züge an. Die soeben lancierten nationalen Forschungsprogramme 70 und 71 für sage und schreibe 45 Millionen Franken decken – sicher unbeabsichtigt – gleich

## Unsere Energiepolitik war bis zur Fukushima-Hysterie geradezu vorbildlich und nachhaltig.

zwei wissenschaftliche Skandale auf: Erstens sollen technische Lösungen für Probleme gesucht werden, die in der Strategie als gelöst vorausgesetzt werden. Zweitens soll nicht die Wende auf ihre technisch-ökonomische Machbarkeit, sondern einzig und allein auf ihre politische Umsetzung hin untersucht werden. Dabei

macht man auch nicht halt vor Indoktrination und Gehirnwäsche durch eine wechselseitige Verstärkung von öffentlicher Meinung und politischer Propaganda.

Hinzu kommt, dass inzwischen für zunehmend skrupellose Partikularinteressen hemmungslos weitere Ausnahmen, Privilegien und neue Subventionstöpfe gefordert werden. Das energiepoliti-

sche Geschehen wird mittlerweile von kurzfristig profitierenden Subventionsempfängern dominiert. Und für die Politikerinnen und Politiker liegen 2035 oder gar 2050 jenseits ihrer Zeitrechnung. Selbst wenn sie selber zu zweifeln beginnen, spielen sie lieber das angefangene Spiel weiter, weil das Volk jetzt das glaubt, was sie seit Jahren erzählen, aber selber schon nicht mehr so ganz glauben.

Dabei ist die angestrebte energiepolitische Neuausrichtung des Bundesrats gerade für kommende Generationen eine unverantwortliche Belastung und Bevormundung. Unsere Kinder und Kindeskiner werden über die besten Technologien im Jahr 2050 besser Bescheid wissen als wir heute, die wir eigentlich nichts wissen. Weil die Behörden, die Lobbys, zum Teil die Branche selbst und auch Mitteparteien wie die CVP und die BDP durch die Wende verblendet sind, können und müssen es letztlich die Verbraucher und Steuerzahler als Wähler und Stimmbürger richten! Eine erste Chance bietet sich in diesem Herbst bei den Wahlen.





# Endzeitgefühle

Von Hansrudolf Kamer — Angela Merkel setzt sich als Dompteuse Europas in Szene. Doch unter ihr bröckelt die CDU weg. Der Weg wird frei für ein aussenpolitisch flexibles, rosarotes Deutschland.



Eine Landtagswahl macht noch keinen Frühling. Doch kann sie einen Blick in die Zukunft erlauben. Die CDU mit ihrer Parteivorsitzenden Angela Merkel hat schon einige solcher Urnengänge verloren,

während sie auf Bundesebene unangreifbar scheint. Die Wahlen zur Hamburger Bürgerschaft endeten nun mit einem Debakel der Kanzlerpartei.

Das Menetekel ist unübersehbar. Das Fiasko kam nach einer Woche, in der die Bundeskanzlerin sich der Öffentlichkeit als Staatsfrau zeigte, die Weltpolitik betreibt und überall Unheil abwendet. Mit dem französischen Präsidenten Hollande im Schlepptau redete sie in Moskau Wladimir Putin ins Gewissen.

Anschließend jettete sie allein nach Washington, um den waffenlieferungswilligen Barack Obama zur Vernunft zu bringen. Dann inszenierte sie den Gipfel in Minsk, wo sie im eisernen nächtlichen Ringen eine Waffenruhe für die Ostgebiete der Ukraine zusammenzimerte. Hollande diente als Staffage, damit nicht der Eindruck eines deutsch-russischen Techtelmechtels entstand.

Es folgte ein EU-Gipfel in Brüssel, wo das ganze Krisengemenge wieder umgerührt wurde. Erneut stand Merkel im Zentrum, weil sie nicht nur bei Krieg oder Frieden in der Ostukraine, sondern auch bei Griechenland und der Euro-Rettung die Primadonna spielt. Ihre physische *stamina* weckt Bewunderung und lässt Fragen wie jene, ob die Waffenruhe im Donbass hält und der Euro auf der Akropolis überlebt, als nebensächlich erscheinen.

Da kann es Merkel wohl verschmerzen, dass die Hamburger Wähler ihrer Partei einen Denkzettel verpassten. Die 61-Jährige steht bereits in ihrem zehnten Amtsjahr. Von den acht Kanzlern der Bundesrepublik Deutschland seit 1949 steht sie damit an dritter Stelle; nur Adenauer und Kohl waren länger im Amt – beide in historisch aussergewöhnlichen Epochen. Die CDU stellte in den 66 Jahren Bundesrepublik während gut 45 Jahren den Kanzler. Als Kanzlerwahlverein ist die CDU exemplarisch erfolgreich.

Ihre parteiinternen Konkurrenten, die Nachfolger hätten sein können, hat Merkel sukzessive ausgeschaltet. Wer nach ihr kommt, ist des-

halb offen. Für sie wird es schwierig, den richtigen Zeitpunkt für ihren Rücktritt zu wählen. Bei den letzten Bundestagswahlen im September 2013 verkündete sie glasklar, dass sie für eine ganze Amtszeit von vier Jahren antrete. Die Aussage war «alternativlos», denn die Wähler wählen keine Partei mit einer Kanzlerin für eine Teil-Legislatur.

So stehen ihr zwei gleichermassen unangenehme Optionen offen. Wenn sie 2017 wieder antritt, müsste sie erneut erklären, sie mache eine volle Amtszeit. Merkel-Müdigkeit wäre automatisch ein Thema, und das Ausbluten der CDU auf regionaler Ebene ginge weiter. Andernfalls müsste sie von Kanzleramt und Parteivorsitz so demissionieren, dass ihr Nachfolger, ob Mann oder Frau, genügend Zeit hätte, die Partei zu revitalisieren und dann die Wahlen zu gewinnen.

Vor allem hat sie jetzt noch die Chance, selbst und mehr oder weniger freiwillig zu entscheiden, wann sie geht. Das ist in der Geschichte der Bundesrepublik noch nie vorgekommen. Adenauer, Erhard, Kiesinger, Brandt, Schmidt, Kohl und Schröder wurden entweder abgewählt oder herauskomplimentiert. Merkel wäre die Erste, die freiwillig ginge, und es wäre ein Zeichen politischer Souveränität, wenn es ihr gelänge.

Merkels Dominanz in der Bundespolitik täuscht über die Schwäche ihrer Partei hinweg.

Als Merkel Kanzlerin wurde, stellte ihre Partei in zehn Bundesländern den Regierungschef. Nach der Hamburger Wahl sind es ohne Bayern noch vier. Die CDU hatte Flächenländer wie Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg und Niedersachsen verloren.

In Nordrhein-Westfalen stimmten bei der grossen Niederlage gerade noch achtzehn Prozent für die CDU. Dabei hatte sich Merkel im Wahlkampf stark engagiert. In ihrer Ära färbt sich Deutschland langsam rot. Auch kündigt die rot-rot-grüne Koalition in Thüringen an, wohin die Reise gehen könnte. Die SPD wird sich auch auf Bundesebene nicht mehr lange der linken Blockbildung verschliessen. Thüringens linker Ministerpräsident Ramelow verneigte sich in seiner ersten Rede vor dem Landtag kurz vor den Opfern der Kommunisten in der DDR – und das war's dann.

## Ist sie unersetzlich?

Merkel steckt im Dilemma. Sollte ihre Aussenpolitik versagen – Griechenland verlässt den Euro, die Ostukraine erklärt sich für unabhängig, Putin bedrängt im Osten Nato-Mitgliedsländer –, dann kann sie nicht das Handtuch werfen und sich vom Schlamassel verabschieden. Es geht bei ihr wohl nicht um ihren Platz in den Geschichtsbüchern, etwas, was amerikanische Präsidenten in ihren zweiten Amtszeiten jeweils umtreibt.

Die Gefahr besteht vielmehr, dass sie unersetzlich ist. Ihre Politik des pragmatischen Schritt-für-Schritt-Managements ist von fast schon bismarckscher Komplexität, die nur sie vor dem Entgleisen bewahren kann. Geht der Lotse wieder von Bord, wenn auch freiwillig, dann könnte alles zusammenkrachen.



Geht der Lotse von Bord, könnte alles zusammenkrachen: Kanzlerin Merkel.

## Stoppt den Staat, er ist zu teuer

Von Christoph Mörgeli

Seit der Abkoppelung des Frankens von der schwächelnden Euro-Währung hört man von den Verantwortlichen unseres Arbeitsplatzes erstaunlich wenig. Das ist kein schlechtes Zeichen: Sie haben sich ins stille Kämmerlein zurückgezogen. Sie überlegen, analysieren und rechnen. Um die Wettbewerbsfähigkeit der Exportwirtschaft zu erhalten, kennen die Konzerne und KMU im Wesentlichen nur ein Ziel: Kosten senken. Zu befürchten ist nur, dass sie dabei den ärgsten Kostentreiber vergessen – die Krake Staat.

Eine Ausnahme machte die Ausnahmeunternehmerin Magdalena Martullo, die den Wert der Ems-Aktien innert fünf Jahren verdreifacht hat. An ihrer Bilanzmedienkonferenz zeigte sie den Unterschied zwischen Privatwirtschaft und Staat schonungslos auf: Seit 2010 sind die Preise im freien Markt deutlich gesunken. Bei den Pauschalreisen um elf Prozent, bei der Bekleidung um dreizehn Prozent, bei den Autos um sechzehn Prozent und bei den Telekomgeräten sogar um 35 Prozent.

Ganz anders steht es dort, wo der Staat seine Hände im Spiel hat. Seit 2010 sind die Krankenkassenprämien um dreizehn Prozent und die Bahntarife um zehn Prozent gestiegen. Die Ausgaben des Bundes haben sich von 60 auf 67 Milliarden erhöht. Der jährliche Durchschnittslohn des Bundespersonals stieg seit 2010 um fünf Prozent auf sagenhafte 121 000 Franken. Die Effizienzverschlechterung des Staates innert vier Jahren zeigt sich, indem bei einem Bevölkerungswachstum von 3,4 Prozent die Staatsausgaben um 6,5 Prozent, die Staatsstellen um zehn Prozent und die Personalkosten um zwölf Prozent explodiert sind.

In derselben Zeit hat das Exportvolumen unserer Unternehmen um neun Prozent zugelegt, während Energieverbrauch und Mitarbeiter konstant geblieben sind. Die Exportindustrie wächst mit Effizienzgewinn, während der Staat laufend ineffizienter wird. Die Wirtschaft bezahlt doppelt, nämlich das wachsende Heer der immer teureren Staatsbeamten und obendrein die von ihnen erfundenen, von den Politikern absegneten Gesetze, Regulierungen und Vorschriften. Zum Beispiel Lohnpolizei, Geschlechterquoten und Bargeldbeschränkung. Wachstum ist nur möglich, wenn wir endlich die Staatsausgaben und die Zahl der Staatsangestellten reduzieren. Auch wenn diese sich wehren mit dem schwer widerlegbaren Beamtenargument: «Alle hacken auf uns herum. Dabei tun wir ja gar nichts.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Maurers schwarze Schafe

Von Peter Bodenmann — Der Kosovo-Albaner ist schon einer von uns. Trotzdem wird die SVP weiterhetzen.



Vater-Sohn-Beziehungen: Komiker Müller, Bajra, Giacobbo (v.l.).

In der Schweiz leben 200 000 Menschen aus dem Kosovo. Lange Zeit schürte die SVP den Hass auf diese Einwanderer der etwas rauerer Art. In letzter Zeit ist es stiller geworden. Weil die Schweiz auch diese Einwanderer verändert hat und umgekehrt.

Wenige verkörpern den Wandel besser als der junge Komiker Bendrit Bajra. Bajra persifliert neustens bei «Giacobbo/Müller» die kulturell unterschiedlichen Vater-Sohn-Beziehungen der Schweizer und der Kosovaren.

Im Sommer überkommt fast alle Kosovaren das grosse Reissen. Sie wollen für ein paar Wochen in ihre alte Heimat, zurück zu den Wurzeln und zu ihren Familien. Sobald es Richtung Kosovo geht, werden die schwarzen BMW und Audis herausgeputzt.

Im Armenhaus Europas will jeder zeigen, dass er es in der Fremde zu etwas gebracht hat. Das Auto als unverzichtbares Statussymbol der Aufsteiger in der Fremde.

Der erst neunzehn Jahre alte Bajra ist einen Schritt weiter. Er fährt mit einem 120 000 Franken teuren BMW um die Häuser der neuen Heimat. Eben weil die Kosovo-Albanerinnen und -Albaner wirtschaftlich erfolgreich sind. Viele von ihnen haben den Biss, der uns Schweizern und Portugiesen etwas fehlt. En passant haben sie gleich auch ein eigenes Schweizerdeutsch entwickelt. «Du Opfer», falls du es noch nicht gecheckt hast.

Umgekehrt will der Aufbau eines eigenen Staates im Kosovo nicht vorankommen. Deshalb verlassen immer mehr junge Kosovaren – vorab die gutausgebildeten – das Land.

Im Kosovo ist Ueli Maurer mit seinen Truppen präsent. Auf der Website des VBS lesen wir: «Die positive Entwicklung der Sicherheitslage im Kosovo führt zu Veränderungen in den Strukturen der Kfor und zu einem schrittweisen Abbau der Anzahl Sicherungselemente. Standen zu Anfang der Mission noch Nothilfe und Wiederaufbau nach dem Krieg im Mittelpunkt, geht es heute um die Überwachung der Entwicklung des Landes.»

Hoppla, Ueli. Im Rahmen des angeblich erfolgreichen Wiederaufbaus überwacht unser aller SVP-Bundesrat die positive Entwicklung des Kosovo. Deshalb hauen immer mehr junge Kosovaren in Richtung Österreich, Deutschland und Schweiz ab.

Der nächste Akt dieser erfolgreichen VBS-Übung ist absehbar: Im Herbst wird die SVP des Ueli Maurer wieder gegen die Kosovo-Albaner hetzen. Auch weil das VBS eine erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung mit Steuergeldern erfolgreich mitverhindert hat.

Das nächste Thema für Bajra: «Schlaf, Schweizer, schlaf, der Ueli hütet im Kosovo die schwarzen Schaf'.»

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Abschied von gestern

Von Kurt W. Zimmermann — Was ist heute ein erfolgreicher Medienverlag? Es ist ein Verlag, der sein Geld nicht mehr mit Medien verdient.

Die Zahl ist imposant. 240 Millionen Franken zahlte der Zürcher Medienkonzern Tamedia soeben für den Online-Handelsplatz Ricardo.ch.

Noch imposanter wird die Zahl, wenn man weiss, was für eine marode Firma so teuer eingekauft wurde. Ricardo.ch macht bei einem Umsatz von nur 40 Millionen Franken einen Jahresverlust von 5,8 Millionen. So steht es in den Verkaufsunterlagen, welche Ricardo selber erstellt hat.

Willkommen im Internetmarkt. Wir sind in der Welt der explodierenden Zahlen und der explodierenden Hoffnungen.

Am Beispiel Ricardo.ch lässt sich das schön zeigen. Das Stammgeschäft, die Online-Auktionen, ist mit einem Jahresgewinn von fast 19 Millionen zwar hochprofitabel. Aber die drei Töchter, das Handelsportal Ricardoshops.ch, der Kleinanzeigenmarkt Olx.ch und die Occasionsseite Autoricardo.ch, verlieren zusammen gegen 25 Millionen im Jahr. Dies drückte die gesamte Firma ins Minus.

Das ist genau die Ausgangslage, welche die Tamedia-Spitze um VR-Präsident Pietro Supino und CEO Christoph Tonini liebt. Tamedia ist Weltklasse im Sanieren. Das wird auch bei Ricardo so sein. Das profitable Stammgeschäft wird nun forciert, die verlustreichen Töchter werden kostensparend in bestehende Tamedia-Aktivitäten integriert.

Tamedia wird damit Ende 2015 ihrem internen Ziel sehr nahekommen. Rund die Hälfte ihres Jahresgewinns wird dann aus dem neuen, elektronischen Geschäft stammen, das mit dem alten, mechanischen Printgewerbe nichts mehr zu tun hat.

Wir sind damit beim Kriterium, wie man heute den Erfolg eines Verlagshauses misst. Es ist das Kriterium des Abschieds von gestern. Gestern waren es analoge Zeitungen, Magazine, Radio- und Fernsehkanäle. Heute sind es digitale Marktplätze für Immobilien, Stellen, Adressen, Autos, Auktionen, Tickets und Alltagsbedarf.

Je höher der Gewinnanteil des digitalen Geschäfts liegt, umso besser. Umso besser ist das Unternehmen für die Zukunft aufgestellt. Je weniger Medien ein Medienhaus braucht, umso besser.

Vorbild ist der deutsche Axel-Springer-Verlag. Beim Gewinn, gemessen am Ebitda, kommen hier schon fast 70 Prozent aus dem digitalen Geschäft. Auch bei Ringier liefert der E-Commerce bereits 65 Prozent des Gewinns ab. Bei Tamedia stammen nach den neusten



Digitales Zukunftsgeschäft.

Übernahmen rund 50 Prozent des Profits aus elektronischen Angeboten. Die früheren Cashcows der drei Verlage hingegen, wie *Bild*, *Blick* und *Tages-Anzeiger*, sind heute als Gewinnbringer sekundär.

Dieser Wandel ist der Beleg dafür, wie erfolgreich die führenden Medienunternehmen den Transfer in die neue Welt geschafft haben. Sie verdienen wieder heftig Geld, und sie holen es im digitalen Zukunftsgeschäft. Wer heute noch von einer Krise der Verlagshäuser spricht, der ist entweder blind oder SP-Politiker.

Auch in guten Zeiten gibt es, wie immer, einige Versager. Bestes Beispiel dafür ist die NZZ-Gruppe. Ihr «Geschäftssegment Digital» ist winzig. Um dies zu verstecken, rechnet sie im Jahresbericht ihre altbackenen Rundfunksender wie Radio Pilatus und TV Ostschweiz zum digitalen Geschäftssegment hinzu. Das ist natürlich reiner Etikettenschwindel. Der Gewinnanteil der NZZ aus dem Online-Segment liegt in Wahrheit unter 10 Prozent.

Die NZZ aus Zürich ist im Online-Geschäft vermutlich das erfolgloseste Medienhaus Europas. Sie verdient kaum Geld, und wenn, mit alten Medien.

Ringier und Tamedia aus Zürich gehören im Online-Geschäft zu den erfolgreichsten Medienhäusern Europas. Sie verdienen viel Geld, und nicht mit alten Medien.

# Aus dem Rahmen

Von Beatrice Schlag — Not «Keeping Up with the Kardashians».

Anfang Januar schlenderte Conchita Wurst unerkannt durch eine in Los Angeles beliebte Mall. Sie war allein und so unauffällig, wie eine attraktive, elegante Frau mit Bart sein



kann. Ich ging eine Weile hinter ihr her, nachdem ich sie bemerkt hatte, weil ich neugierig war, wie man sie ansah in einem Land, wo sie noch keinen Namen hatte. Die Blicke der Passanten waren erfreut oder überrascht. Die, die zu flüstern begannen, schienen neugierig und etwas verwirrt. Niemand lachte oder schüttelte den Kopf. Niemand zückte sein Handy. Wahrscheinlich hielt man sie für eine Trans, die mit auffälligem Styling berühmt zu werden versuchte. Oder für eine Filmkomparsin, die sich nach dem Dreh nicht abgeschminkt hatte.

Bruce Jenner ist fast vierzig Jahre älter als Conchita Wurst und kann sich nicht einmal die Fingernägel lackieren, ohne dass darüber geschrieben wird. 1976 wurde er US-Olympiasieger im Zehnkampf und verdiente danach als Werbeträger für Coca-Cola, Visa und andere Grosskonzerne Millionen. Er wurde Dauergast in immer wechselnden Reality-Shows und bekam sechs Kinder von drei Ehefrauen. Seine letzte Trennung ist zwei Jahre her, die Ex weltberühmt: Kris Jenner, vormals Kris Kardashian, Matriarchin des schwerreichen Clans, der die Welt seit bald acht Jahren mit der Reality-Show «Keeping Up with the Kardashians» ergötzt oder anödet, je nach Geschmack. Bruce Jenner spielte darin eine freundliche Nebenrolle. Das Auffälligste an der ehemaligen Sportlegende waren die gefärbten Haare und das schlechte Gesichtslifting. Über sich erzählte er kaum. Schon gar nicht, dass er dabei war, eine Frau zu werden. Kommentarlos liess er sich nach der Trennung den Adamsapfel kleinschaben und die Haare weit über die Schultern wachsen. Gelegentlich bemalt er die Fingernägel. Das sieht mit 65 nicht attraktiv, sondern ein wenig traurig aus. Deswegen schlägt der einstige Spott der Medien auch zusehends in Bewunderung um für einen, der sich als Senior vor aller Welt getraut, zur Frau zu werden. Natürlich wird bereits gemunkelt, er werde, wenn alle Eingriffe überstanden sind, seine eigene Reality-Show bekommen. Sollte das stimmen, wird Bruce, oder wie immer er sich dann nennt, ein ganz neues Publikum gewinnen.

## Leserbriefe

### «Die Ehe und die daraus entstehende Familie ist die Keimzelle der Gesellschaft.» *Hugo Kessler*



*Meine Teure*: Titelbild der letzten Ausgabe.

#### Kalte Berechnung

Nr. 7 – «Ist sie noch ein Schatz?»;  
Beat Gygi über Frauen

Der Artikel ist lediglich eine kalte Berechnung des Eigennutzes. Die Ehe und die daraus entstehende Familie ist die Keimzelle der Gesellschaft. Die Kinder sollten an der Beziehung zu Vater und Mutter die Liebe lernen, die sie selber in ihrem Leben dringend brauchen.

*Hugo Kessler, Vilters*

#### Von Japan lernen?

Nr. 7 – «Von Japan lernen»;  
Gunther Schnabl über den Schweizer Franken

Der Autor schlägt der Schweiz vor, von Japan zu lernen. Von Japan lernen? Die Währungen beider Länder – Yen und Schweizer Franken – hätten in den letzten Jahren stets aufgewertet. In Japan hätten erst die Abenomics (ab 2013) diese Aufwärtsbewegung unterbrochen. Die Abenomics beinhalten kreditfinanzierte Konjunkturprogramme, eine anhaltende enorme Geldschwemme und Deregulierungen. Aufwertung des Yen? Vor der Einführung der Abenomics schwankte der Yen gegenüber dem Euro stark – wie auch seither. Der Wechselkurs war 1999 – Euro-Einführung als Papiergeld – und 2013 etwa gleich hoch. Stabilisierung des Yen durch die Abenomics? In der Zeit von Februar 2014 bis Februar 2015 hat der Wechselkurs Euro–Yen relativ stark ge-

schwankt: von 140 auf 150 und neuestens hinunter auf 130. Aufgrund seiner Überlegungen, die schwer nachzuvollziehen sind, meint der Autor, die Schweizerische Nationalbank (SNB) müsse den Schweizer Franken wieder fest an den Euro binden. Aber die SNB handelt richtig: Seit ihrem Befreiungsschlag hat sie immer wieder interveniert, hat den Wechselkurs zum Dollar und den asiatischen Währungen wie auch zum Euro in einer gewissen Bandbreite gehalten. Festkurs gegenüber dem Euro? Cui bono? Uns nicht!

*Jürg Walter Meyer, Leimen bei Heidelberg*

#### Nicht nur die Deutschen

Nr. 7 – «Hitler, Stalin»;  
Editorial von Roger Köppel

Neben den Deutschen gibt es andere, einflussreichere Akteure im Ukraine-Drama. Die Europäische Kommission mit Herrn Barroso hatte die Ukraine als Beitrittskandidaten umworben, die Nato wollte das zerrissene Land als neues Mitglied aufnehmen, die USA hätten sicherlich Sewastopol als weiteren (Flotten-) Stützpunkt gerne von Russland übernommen. Investoren wie Hedgefonds stehen sehr wahrscheinlich schon ungeduldig in den Startlöchern, um in eine «verwestlichte» Ukraine zu investieren. Und in der Brüsseler Bürokratur träumt man möglicherweise von der Einführung des Euro daselbst; dann entstanden dort blühende Landschaften wie von selbst. Dem allen steht angeblich nur Putin

entgegen, der Mann muss doch das Böse verkörpern. Es sind nicht deutsche Politiker und deutsche Medien alleine, welche einfüchtig agieren. Typisch ist trotzdem, der deutsche Michel kriegt nicht rechtzeitig mit, wenn eine Geschichte vorbei ist, er steht alleine mit seinem Brast da und hat wieder einmal verloren.

*Rudolf Hollnagel, Braunschweig*

Wenn es einen «Grand Prix de Editorial» gäbe, müsste der an Roger Köppel gehen. Seine Analyse der Ukraine-Krise ist einmalig. Leider wird sie zu wenig gelesen. Die konträren Meldungen der Mainstream-Medien sind leider bei der Mehrzahl der Bevölkerung meinungsbildend. *Ernst Hostettler, Toffen*

#### Das Vertrauen schwindet

Nr. 7 – «Bremsklötze im Bundesrat»;  
Hubert Mooser über die Umsetzung der Einwanderungsinitiative

«Die Umsetzung der Einwanderungsinitiative entzweit die Regierung.» Dieser Satz ist leider unvollständig und muss heissen: Die Umsetzung der Einwanderungsinitiative entzweit die Regierung und vor allen Dingen eine grosse Mehrheit der Bevölkerung, des Souveräns. Das Vertrauen in unsere Regierung, einschliesslich Parlament, schwindet mit beängstigender Schnelligkeit. Verliert die Regierung das Vertrauen der Bürger, nähern wir uns einer ernsthaften Zerrüttung unserer direkten Demokratie.

*Beat R. Brenner, Küsnacht*

#### Im Weichspülerschongang

Nr. 7 – «Sackmesser der deutschen Politik»;  
Interview mit Christian Lindner

Christian Lindner ist leider im Weichspülerschongang interviewt worden. Beim Thema Euro hätte er viel stärker in die Enge getrieben werden sollen. Es gibt wohl kaum etwas weniger Liberales als die Euro-Krücke, die Lindner noch im Wahlkampf, teilweise zusammen mit Hans-Dietrich Genscher, mit schwachen Argumenten meinte verteidigen zu können. Wie kann ein Liberaler das wahrscheinlich schlimmste Schandmal des Machbarkeitswahns von europäischen Sozis und Christen-Sozis seit Ende des Zweiten Weltkriegs loben und erst jetzt erste kritische Fragen anbringen? Mich überrascht jedenfalls gar nicht, dass es die FDP weggespült hat. Womit allerdings das Problem bei weitem noch nicht gelöst ist.

*Erich Heini, Luzern*

#### Das Problem ist die SVP

Nr. 6 – «Fremdküssen»;  
Editorial von Roger Köppel

Unser Problem ist nicht die EU, sondern die SVP. Diese hat die schlichteren Gemüter in

diesem Land in einer Weise radikalisiert, dass bereits der staatliche Zusammenhalt auf dem Spiel steht. Die durch jahrelange Propaganda herbeigeführte ideologische Verblendung lässt bei den manipulierten Opfern nur noch dumpfe Anti-EU-Reflexe zu. Wenn die vernünftigen Bürger dieses Landes nicht rasch Gegensteuer geben, werden wir schon bald dem politischen und wirtschaftlichen Abgrund entgegengetrieben.

Michael Schmid, Zürich

### Unbehagen in der Schweiz

Nr. 6 – «Die Mär von der Abschottung»; Beat Gygi und Markus Schär über die Schweiz

Offensichtlich ist die Zeit der mutigen und redlichen Politiker dies- und jenseits unserer Landesgrenzen vorüber. Anders ist es jedenfalls nicht zu erklären, weshalb unsere Regierung bei der EU stets auf Anbiederung macht, anstatt der diffamierenden Unterstellung von Fremdenfeindlichkeit durch europäische Politiker und Medien mit Fakten wie jenen im erwähnten Artikel zu begegnen – redliche Politiker und Medien kämen nicht umhin, diese anzuerkennen und wenigstens Verständnis für das Unbehagen in der Schweiz aufzubringen.

Willy Humbel, Eschlikon

### Züchtigen, belehren

Nr. 6 – «Und leise seufzt die Leidgeprüfte»; Alex Baur über Helen Keller vom Europäischen Gerichtshof

In den Interviewausschnitten des Artikels antwortet eine unglaublich arrogante und passiv-aggressive Frau, die glaubt, einen ganzen Staat züchtigen und belehren zu müssen.

Hanna Willmann, Basel

### Wo sind die Rechtsintellektuellen

Nr. 6 – «Klopfzeichen aus dem Oberstübchen»; Rico Bandle über Schweizer Intellektuelle

Das eigentliche zeitlose Drama im Schweizer Geistesleben ist, dass es zwar eine Vielzahl an linken Kulturschaffenden gibt, aber praktisch keine Rechtsintellektuellen. Die Einsteigermedien für den Künstler sind hierzulande das Schweizer Fernsehen oder der *Tages-Anzeiger* mit seinem *Züritipp*; auch die Kulturförderung, auf die der Newcomer angewiesen ist, liegt traditionsgemäss meist in politisch linken Händen. Wer mitmachen will, lernt also früh, sich zu unterwerfen. Diese Hirnwäsche dauert danach bei vielen ein Leben lang an, nicht zuletzt aus Opportunismus. Sogar der erfolgreiche Max Frisch, der als junger Erwachsener für die *NZZ* schrieb, liess sich von seinem Stadtzürcher Alltag korrumpieren und endete im Alter als Armeegegner. Die Folge ist der beschriebene unemanzipierte

Brei, der den linken Alphetieren folgt, und das Establishment, der Kreis der erwachsenen Künstler, verbietet sich aus Minderheitenbeschämung selbst den Mund.

Jürg Brändli, Wald

### Weltwoche allgemein

Ich möchte Ihnen ein Kompliment machen zur unterschiedlichen Beleuchtung der Folgen des Nationalbankentscheids vom Januar. Die Personen, welche dazu in Ihrer Zeitung Stellung nehmen, beleuchten die Situation wirklich von verschiedenen Seiten und auch von verschiedenen Standpunkten aus. Das ermöglicht dem Leser Einsicht und ein selbständiges Urteil. Kompliment, das ist Journalismus. Überhaupt sind auch die Sichtweisen bezüglich gewisser Erscheinungen unserer Zeit von Beatrice Schlag und von Andreas Thiel immer ausserordentlich. Bravo. Die beiden haben Mut und eben auch eine eigene Meinung.

Beat Schaller, Grüningen

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

### Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Vor wenigen Wochen erhielt ich einen Brief, in welchem mir mein Stromanbieter erklärte, dass ab nächstem Jahr nur noch «grüner Strom» (sprich: aus erneuerbaren Quellen) erhältlich sein wird. Darf man sich, entgegen des ökologisch-moralischen Trends, bei seinem Stromanbieter beklagen und ihm mitteilen, man würde doch lieber bei Atomstrom bleiben?

Roman Wyss, Zürich

Selbstverständlich dürfen Sie reklamieren, aber es bringt nichts – die Strommonopolisten werden Sie nur auslachen. Nehmen Sie es von der positiven Seite und stellen Sie sich vor, Sie bekämen den versprochenen Solar- und Windstrom effektiv geliefert: Die meiste Zeit sässen Sie im Dunkeln, und wenn mal etwas Saft aus der Dose käme, würde die Spannung derart schwanken, dass in kürzester Zeit jeder Elektroapparat und jede Glühbirne im Eimer wäre. Das wäre noch teurer. Alex Baur

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



Was sollte geändert werden? Zug, Hauptort des typischen Geberkantons.

# Schleichende Zentralisierung

Der Finanzausgleich zwischen den Kantonen könnte wegen der Überzahl der Geldempfänger zu üppig werden. Für die Schweiz noch viel gefährlicher ist aber, dass laufend Gesetze entstehen, die Kantons- und Bundesebene vermischen. Das untergräbt den Föderalismus. *Von Beat Gygi*

Das Schweizer Parlament muss dieses Jahr entscheiden, wie der Finanzausgleich zwischen den Kantonen in den Jahren 2016 bis 2019 weitergeführt werden soll. Dabei geht es bereits um die dritte Vierjahresperiode jenes Modells, das 2008 nach fünfzehnjähriger «Bauzeit» mit dem Kürzel NFA («Neugestaltung des Finanzausgleichs und der Aufgabenteilung zwischen Bund und Kantonen») in Kraft trat, um die Schweiz besser zusammenzuhalten. Aber wie viel Umverteilung zwischen den Kantonen ist sinnvoll? Wann geht der Finanzausgleich so weit, dass er die Star-

ken demotiviert und den Schwachen quasi eine Hängematte bietet?

Die Debatten über das Geben und Nehmen werden nun zunehmend aufgeregter, nachdem prominente Geberkantone wie Zug und Schwyz laut aufbegehren, eine Begrenzung der Umverteilung fordern und drohen, Geld zurückzuhalten, bis die von ihnen kritisierten Mängel behoben sind.

## Reiche Kantone werden überstimmt

Auf den ersten Blick macht es den Anschein, als sei der Finanzausgleich vor allem eine Angele-

genheit für Zahlenmenschen und Finanztechniker, aber das ist eine gefährliche Täuschung. Klar, das System kann mit einer komplizierten Rohranlage verglichen werden, in der Hunderte von Hähnen, Ventilen und Durchflussmessern zur Steuerung dienen. Bereits die Übersichtstabelle mit rund einem Dutzend der wichtigsten Kenngrößen für die 26 Kantone und Halbkantone sowie den Bund enthält gut 350 Zahlen zu Finanzkraft, Finanzbedarf, zu Härtefällen und der sich aus alledem ergebenden Umverteilung – und das ist erst das Gerüst. Alles in allem wird das Volumen, das



Die Grafiken unten zeigen das Ergebnis. Es sind vor allem die Kantone Zürich, Zug, Genf, Schwyz und Basel-Stadt, die den Ausgleichstopf füllen, dessen Inhalt dann an die deutlich grössere Gruppe der Empfänger verteilt wird. Schon fast legendär ist die Rolle des Kantons Bern als grösster Nettoempfänger von Ausgleichszahlungen, gut 1,2 Milliarden Franken dürften es 2015 sein.

Ebenso berühmt ist der Kanton Zug, der als grösster Nettozahler gut 300 Millionen beisteuert und mit einer Pro-Kopf-Zahlung von 2800 Franken quasi Hauptsponsor des Systems ist. Pro Kopf betrachtet, wirkt der Kanton

## Schon fast legendär ist die Rolle des Kantons Bern als grösster Nettoempfänger.

Bern etwas weniger bedürftig, da erhalten die Urner und Jurassier mit Beträgen nah bei 2400 Franken fast das Doppelte der Berner.

Dass die Spannung zwischen Geben und Nehmen zugenommen hat, deutet darauf hin, dass der ganze Rahmen Mängel hat. Für typische Geberkantone ist der Betrag pro Kopf seit 2011 stark gestiegen, für Zug von gut 2200 auf rund 2800 Franken, für Schwyz von rund 600 auf 1100 Franken. Nach Ansicht von Gebhard Kirchgässner, emeritierter Ökonomeprofessor der Universität St. Gallen, zeigt dies primär, dass der Finanzausgleich nun so wirkt, wie er gedacht war: Wer erfolgreich sei im Anziehen von Steuersubstrat, müsse eben mehr zum Ausgleich beitragen. Irritierend ist allenfalls, dass Zug wie auch Schwyz ein Haushaltsdefizit haben. Rasch kann der Gedanke aufkommen, Zahlungen an «lahme» Kantone führten bei reichen zu roten Zahlen. Kirchgässner betont aber, das hänge mit deren gewählter Finanz- und Steuerpolitik zusammen, etliche hätten sich eben finanziell verschätzt.

Zu denken gibt aber die Beobachtung, dass sich bei den Empfängerkantonen nur geringe Verbesserungen in der Finanzkraft, also dem Ressourcenpotenzial, zeigen – und Verbesserungen der Steuergrundlage sollte der Finanz-

ausgleich doch irgendwann auch bei Schwächeren bringen. Kurz: Der Streit um Geben und Nehmen hat sich verschärft, weil die Nettozahler mehr geben müssen, die Empfänger aber ihre Fitness nicht wirklich verbessern.

Was sollte am Finanzausgleich gut sieben Jahre nach dem Start geändert werden? Nach Ansicht des emeritierten Basler Ökonomeprofessors René L. Frey, der seinerzeit an den Arbeiten am NFA beteiligt war, hat sich die Grundstruktur bewährt, aber die verschiedenen Umverteilungstöpfe hält er für zu grosszügig bemessen. Für den Ausgleich beim sogenannten Ressourcenpotenzial der Kantone habe seinerzeit das Ziel gegolten, alle sollten mindestens 85 Prozent des Durchschnitts erreichen. Natürlich sind vor der Umverteilung mehrere Kantone deutlich unter dieser Marke, Jura und Uri fast bei 60 Prozent, wie es die Punkte in der Grafik zeigen. Nach der Ressourcenumverteilung liegt aber der am schlechtesten platzierte Kanton Uri bereits bei 86,8 Prozent und alle anderen darüber. Bei dieser Umverteilung zum Ausgleich der Finanzkraft, so Frey, werde eben «zu viel des Guten» getan; aber für ihn ist das insofern leicht erklärbar, als die Empfänger praktisch immer in der Überzahl sind und die wenigen reichen Kantone überstimmen können.

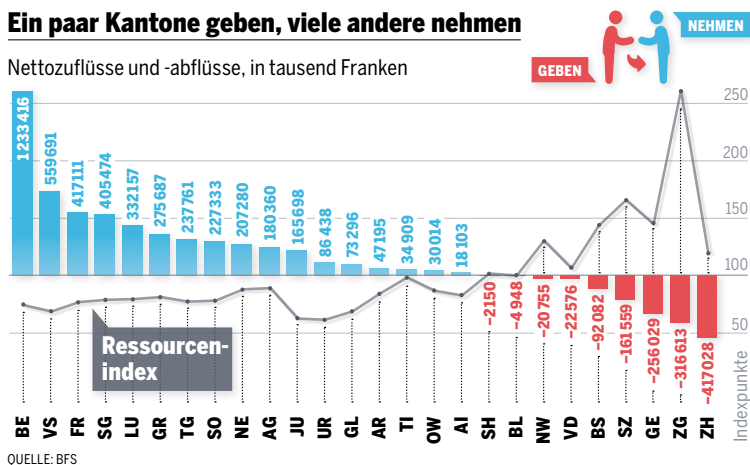
Solche Mehrheitsverhältnisse dämpfen wahrscheinlich rasch einmal den Ehrgeiz der Empfänger, sich nach oben zu arbeiten. Christoph Schaltegger, Professor für politische Ökonomie an der Universität Luzern, sieht die Gefahren einer zu üppigen Umverteilung deshalb vor allem in den Wirkungen auf die Empfänger. Wenn es für einen ärmeren Kanton eher rentiere, in politisches Lobbying statt in das Ressourcenpotenzial, also ins Anziehen von Firmen und Personen, in das Steuersubstrat zu investieren, dann untergrabe das den Föderalismus. Laut Schaltegger sind sowohl im Ständerat wie auch im Nationalrat die Politiker aus den schwächeren Kantonen in der Mehrheit.

Frey kritisiert auch den zweiten Umverteilungstopf, den Lastenausgleich durch den Bund, der 2015 mit rund 0,73 Milliarden Franken dotiert ist. Dieser ist gedacht, um geogra-

dieses Jahr unter den Kantonen horizontal umverteilt wird, auf knapp 1,6 Milliarden Franken veranschlagt, hinzu kommen gut 3,2 Milliarden Franken «von oben», also vom Bund, dies unter den Titeln Ressourcenausgleich, Lastenausgleich und Härteausgleich.

## Ein paar Kantone geben, viele andere nehmen

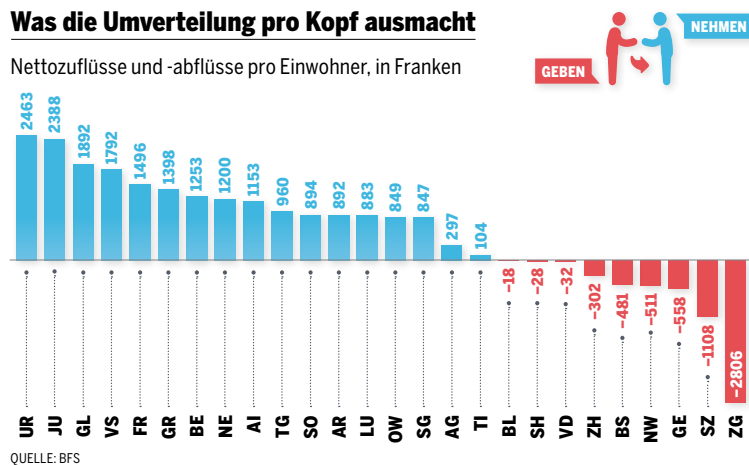
Nettozuflüsse und -abflüsse, in tausend Franken



QUELLE: BFS

## Was die Umverteilung pro Kopf ausmacht

Nettozuflüsse und -abflüsse pro Einwohner, in Franken



QUELLE: BFS

fische und soziodemografische Belastungen zu mildern, also im Grunde wenig beeinflussbare Umstände, all das, wofür ein Kanton nicht sehr viel kann. Wichtig sind da Messgrößen wie «Siedlungshöhe», «Steilheit des Geländes», «Siedlungsstruktur», «Bevölkerungsdichte», «Bevölkerungsstruktur», «Armut», «Armutstruktur», «Ausländerintegration», «Gemeindegrösse», «Siedlungsdichte» oder «Beschäftigungsquote». Dass die Berggebiete bisher die eine Hälfte, die Stadtgebiete die andere Hälfte erhielten, beurteilt Frey als Benachteiligung der Agglomerationen.

### Korrekturen des Bundesrats

Der Bundesrat schlägt nun erste Korrekturen im Zahlensystem vor, die ein paar hundert Millionen Franken in andere Kanäle leiten sollen. Der Vorschlag, den der Ständerat in der Winter session ablehnte, dem sich aber die Nationalratskommission dieser Tage angeschlossen hat, sieht eine Verringerung des horizontalen Ressourcenausgleichs unter den Kantonen um 134 Millionen Franken vor. Zugleich soll auch der Bund seinen Beitrag in diesen Topf um 196 Millionen Franken kürzen. Allerdings soll er diese Summe unter Kontrolle behalten und damit im Lastenausgleich soziodemografische Sonderlasten mildern, so käme dann das Lager der Städte auf mehr Unterstützung.

Aber eben, es wäre gefährlich, den Finanzausgleich einfach als eine Angelegenheit für Zahlenmenschen und Techniker zu sehen. Allein die Tatsache, dass der Bund seine Reduktion beim Ressourcenausgleich in seiner Gewalt behalten und zu einer festen Ausschüttung machen soll, wirkt beklemmend. Gedanken an Zentralisierung kommen auf. Das gilt erst recht, wenn man sich vergegenwärtigt, dass wichtige Punkte der früheren Arbeiten am NFA heute in der öffentlichen Debatte kaum zur Sprache kommen. Vor lauter Zahlen übersieht man, dass laufend neue Gesetze und Verordnungen produziert werden, welche die Bundes- und Kantonsebene vermischen und damit den Föderalismus wohl mehr sabotieren als falsche Ausgleichszahlungen.

Hinter dem Finanzausgleich stand ja ursprünglich auch die Idee, eine sinnvolle Arbeitsteilung zwischen Kantonen und Bund herzustellen, nachdem vorher jahrzehntelang eine Vermischung von Kompetenzen die Zusammenarbeit immer komplizierter und mühsamer gemacht hatte. Der NFA wurde auf sechs Pfeilern aufgebaut, und der erste hiess «Aufgabenteilung», der zweite «Vertikale Zusammenarbeit Bund–Kantone», erst nachher kamen die Umverteilungstöpfe. Laut René L. Frey wurden damals bei der Aufgabenteilung von 31 bestehenden Gemeinschaftsaufgaben Bund–Kantone immerhin deren fünfzehn vollständig den Kantonen zugeordnet und sechs dem Bund zugeschlagen. Damit seien etwa fünf Milliarden Franken an Ausgaben entflochten worden.



*Erkennt teure Verflechtungen:* Prof. Schaltegger.

Allerdings waren die Pläne zur Aufgabenteilung – die auch einer Ausgabenteilung entspricht – und zur Entflechtung der Finanzierung zwischen Bund und Kantonen nach der Jahrtausendwende noch viel ehrgeiziger gewesen, als sie sich dann im NFA verwirklichen liessen. Und der Alltag in der Gesetzgebung war dann noch eine Stufe disziplinloser, so dass in vielen Gesetzen und Verordnungen die Aufgabenteilung missachtet und der Föderalismus geschwächt wurde.

Christoph Schaltegger und der als Rechtsdoktorand an der Universität Luzern tätige Marc Winistörfer haben in einer Untersuchung die

### Der Finanzausgleich ist nicht einfach eine Angelegenheit für Zahlenmenschen und Techniker.

Publikationen in der Amtlichen Sammlung des Bundes zwischen 2004 und 2014 aus diesem Blickwinkel unter die Lupe genommen. Sie zählten fast hundert Erlasse auf Stufe Verfassung, Gesetz und Verordnung, welche Kompetenzen weg von den Kantonen hin zum Bund verschoben. Harmlos klingende Wendungen wie: «Für ... braucht es eine Bewilligung. Die Bewilligung wird von den Kantonen erteilt. Der Bundesrat kann Rahmenbedingungen festlegen», führen in der Praxis leicht zu teuren Verflechtungen. Am «schlimmsten» war der Befund im Bereich Gesundheit, Arbeit, soziale Sicherheit mit 26 Erlassen. Anfällig auf Verbundfinanzierung, gemeinsame und damit verwischte Verantwortung sind auch Schule, Wissenschaft und Kultur.

Etatistischen Politikern kommen solche Verflechtungen natürlich entgegen, da Unklarheit über Verantwortung, Finanzierung, Kosten

und Wirkungen der Verwaltung viel Spielraum lässt und die Kontrolle durch die Bürger schwächt. Runde Tische, wie sie Bundesrat Berset etwa in der Gesundheitspolitik einsetzt, führen zu einer schleichenden Zentralisierung des Gesundheitswesens. Es ist auch kein Zufall, dass in der Steuerpolitik ein grosser Drang zur Harmonisierung und Zentralisierung besteht.

Die jüngste Vorlage zur Unternehmenssteuerreform III aus Bundesrätin Widmer-Schlumpfs Departement nutzt die Gelegenheit, um den Bund auf Kosten der Kantone stärker zu machen und Verantwortlichkeiten zu verwischen. Um die erwarteten Steuerausfälle zu kompensieren, wird eine Art Haftungsgemeinschaft zwischen Bund und Kantonen vorgeschlagen, in der der Bund den Kantonen durch erhöhte Finanzflüsse unter die Arme greifen soll. Das sind typische einengende Umarmungen, wie sie Zentralisten gerne anwenden.

### Kartell tendenz in Deutschland

Gewiss, so degeneriert wie in Deutschland ist der Föderalismus in der Schweiz noch lange nicht. Aber die deutsche Geschichte ist lehrreich. Wie Charles B. Blankart, Ökonomeprofessor an der Humboldt-Universität und an der Universität Luzern, gezeigt hat, waren 1950 die Zuständigkeiten in Steuerfragen in Deutschland und der Schweiz ganz ähnlich gelagert: In beiden Ländern waren etwa 60 Prozent der Steuern zentralisiert, also Sache des Bundes, der Rest lag in der Befugnis der unteren Ebenen. Die Schweiz hat diese Ordnung ungefähr beibehalten, während in Deutschland praktisch die ganze Steuerkompetenz auf die Bundesebene gewandert ist. Fast alle Steuereinnahmen fliessen in Deutschland zuerst in einen zentralen Topf, dann geht das Gerangel um den Inhalt des Topfes los – unabhängig von der Frage, wer dafür bezahlt. Warum waren die Entwicklungen so unterschiedlich? Warum gaben Politiker der Bundesländer Steuerkompetenzen und damit die Gewalt über Einnahmen- und Ausgabenentscheide nach oben ab?

Das erscheint zunächst erstaunlich, Blankarts Erklärung ist aber einleuchtend: Die Politiker der verschiedenen Bundesländer haben gesehen, dass sie besser fahren, wenn sie den Steuerwettbewerb unter den Bundesländern abwürgen, dann können sie quasi ein Kartell bilden und die Steuerzahler besser ausnehmen. Irgendjemand muss aber das Kartell organisieren, und am besten geeignet war die Bundesebene.

In der Schweiz sind die Neigungen der Kantonspolitiker zur Kungelei ähnlich, wie all die Konferenzen von Finanzdirektoren, Erziehungsdirektoren und andern Verwaltungsvertretern zeigen. Beruhigend ist aber, dass sie weniger Spielraum haben als die deutschen Kollegen. Wenn es um Steuerkompetenzen geht, hat die direkte Demokratie immer dafür gesorgt, dass Zentralisierungsversuche am Nein der Stimmbürger gescheitert sind. ○



# Verhandeln wie Varoufakis

Wer den Schweizern empfiehlt, bei den Auseinandersetzungen mit der EU von den Griechen zu lernen, erntet Hohn. Dabei muss man nichts von Spieltheorie verstehen, um die Parallelen bei den Verhandlungen mit der EU zu sehen. Gesunder Menschenverstand genügt. *Von Markus Schär*

Von den Griechen lernen, wie mit der EU zu verhandeln ist? Wer es den Eidgenossen riet – zuerst an dieser Stelle –, musste sich umgehend von den Gouvernanten der Mainstream-Medien tadeln lassen. Der *Tages-Anzeiger* warnte, die Schweizer dürften nicht «in Brüssel mal so richtig Rabatz machen»; die «Revoluzzer-Hellenen» mit ihrem Heroengehabe gäben «das falsche Vorbild für uns» ab. Das *Magazin* höhnte, die Kommentatoren von *Basler Zeitung* bis *NZZ am Sonntag*, die bei den Griechen einiges nachahmenswert fanden, taumelten im «Kollektivdelirium». Und die *NZZ* winkte ab, die Abgesandten aus Athen mit ihrem Versprechen, sie würden «die internationalen Gläubiger Mores lehren», hätten auf der Werbetour durch Europa schon die erste Niederlage einstecken müssen: «Selten ist eine vollmundige Ankündigung in so kurzer Zeit als Bluff entlarvt worden.»

Gemach. Einerseits dauert das griechische Drama noch mindestens bis Ende Februar, und am Verhandlungstisch gilt sogar eher als auf dem Fussballplatz: Das Ergebnis steht erst mit dem Abpfiff fest. Andererseits gäbe es für die Schweizer durchaus einiges zu lernen. Nein, Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga muss sich nicht in Lederkluft stürzen, Staatssekretär Mario Gattiker nicht einen Kahlschädel scheren. Niemand fordert von der Schweizer Delegation, sie müsse «Rabatz machen», und es braucht nicht einmal einen Experten für Spieltheorie wie den griechischen Finanzminister Janis Varoufakis (oder alt Staatssekretär Michael Ambühl): Gesunder Menschenverstand genügt.

Wer die Scheuklappen ablegt, also die Position der Schweiz nicht mutwillig schlechtredet, der kann die Parallelen nicht übersehen:

**Der Auftrag** — Das griechische Volk kann die Lasten des Sparprogramms nicht mehr ertragen und will seine Ehre verteidigen. Deshalb wählte es eine Regierung, die den Bruch mit den Kontrolleuren aus Brüssel und Washington versprach, weil deren Rezepte seiner Meinung nach nur noch tiefer ins Elend führen. Das Schweizer Volk wollte die Konsequenzen des Abkommens über die Personenfreizügigkeit (vor der Abstimmung verharmlost) nicht mehr hinnehmen und die Kontrolle über die Zuwanderung zurückgewinnen. Darum müssen die Syriza-Regierung und der Bundesrat Verträge neu aushandeln.

**Die Gegenseite** — Niemand lässt sich gerne ein Abkommen aufkündigen, schon gar nicht die EU, zumal jenes mit Griechenland ein Diktat und

jenes mit der Schweiz das Optimum war. Nur Naivlinge konnten also erwarten, dass Bundeskanzlerin Merkel und Finanzminister Schäuble auf die markigen Begehren aus Athen oder die Brüsseler Bürokratie auf die schüchternen Anfragen aus Bern sagen würden: «Ja, wir sehen euer Problem und bieten euch gerne Hilfe.» Statt: «Nein, Verträge sind zu halten. Punkt.» Dazu kommt: Die EU kann Griechenland nicht entgegenkommen, denn das würde zum Aufstand in Spanien, Italien, Portugal und wohl auch in Frankreich führen. Sie kann der Schweiz keine Sonderregelung bei der Personenfreizügigkeit gewähren, weil sofort auch einige Mitgliedstaaten gleiche Rechte verlangen würden.

**Der Abgrund** — Den Verhandlungspartner zu Zugeständnissen bewegen kann nur, wer ihm Vorteile aufzeigt oder Nachteile androht. Im Extremfall ist das der gemeinsame Gang an den Abgrund, in der Spieltheorie als Brinkmanship-Strategie bekannt. Die Drohung mit dem Chaos ist im Fall eines «Grexit» ganz real: Die Griechen würden unter Staatsbankrott und Euro-Austritt schwer leiden – und sich vielleicht mit einer eigenen Währung erholen –, die Europäer aber auch mit unabsehbaren Folgen kämpfen. Das Ende der bilateralen Abkommen hätte weit weniger dramatische Konsequenzen. Aber beide Vertragsparteien würden sich schlechter stel-

len, nicht nur die Schweiz, wie die Angsthasen trompeten, sondern auch die EU. Staatssekretär Yves Rossier sagt denn auch öffentlich: «Die EU hat kein Interesse, die Bilateralen zu kündigen. Und sie wird sie auch nicht kündigen.» Doch er scheint für seine Verhandlungsstrategie keine Schlüsse daraus zu ziehen.

**Die Lösung** — «Es wäre der nackte Wahnsinn, die Verhandlungen als Spiel zu betrachten, das sich mit Bluffen oder Tricksen gewinnen liesse», schrieb Finanzminister und Ökonomieprofessor Varoufakis am Montag in der *New York Times*: Die griechische Regierung müsse Europa erklären, welche roten Linien sie aus Verpflichtung ihrem Volk gegenüber nicht überschreiten könne und wie sie mit ihren Vorschlägen alle Europäer weiterbringen wolle. Die Lektüre empfiehlt sich auch im Bundeshaus. Ein Kompromiss lässt sich unter rationalen Spielern, die ihre Interessen sehen, immer finden: zum Beispiel ein Überbrückungsprogramm für Griechenland unter anderem Namen oder eine Sonderregelung für die Schweiz, die endlich anerkennt, dass sie der EU nicht angehört, ja nicht einmal dem europäischen Binnenmarkt.

Für beide Verhandlungen bleibt noch genug Zeit. Und der Internet-Pionier Marc Andreessen sagt: «In wirklich wichtigen Verhandlungen geschieht alles Entscheidende am letzten Tag.» ○



**Gemach:** IWF-Chefin Lagarde, Griechenlands Finanzminister Varoufakis.

# «Ich erwartete eine Einreisesperre»

Marcel Koller hat die österreichischen Fussballer zu ungewohnten Erfolgen geführt. Ein Engagement für die Schweiz bleibe möglich, sagt der umworbene Trainer. Der Arbeitersohn aus Schwamendingen erklärt seinen Aufstieg und seine Arbeitsweise. *Von Philipp Gut und Raffaella Bachmann (Bild)*

Der Mann weiss, wie man Meister wird. Sieben Mal hat er als Spieler mit dem Grasshopper Club (GC) Zürich die Schweizer Meisterschaft gewonnen, hinzu kamen zwei Titel als Trainer, einer ebenfalls mit seinem Stammverein GC, der andere mit dem Aussenseiterteam aus St. Gallen. Es folgten Engagements in der Bundesliga, zuletzt beim VfL Bochum. Heute steht Marcel Koller, 54, GC-Legende und 55facher Schweizer Nationalspieler, als Teamchef, wie es im Nachbarland heisst, auf dem bisherigen Höhepunkt seiner Trainerlaufbahn. Kollers Mannschaft liegt mit zehn Punkten aus vier Spielen an der Spitze ihrer Gruppe im Wettbewerb um einen Platz an der EM-Endrunde. Für den Schweizerischen Fussballverband (SFV) war Koller der Wunschkandidat als Nachfolger von Ottmar Hitzfeld.

Wir treffen Koller in den Büroräumlichkeiten des Österreichischen Fussballbundes (ÖFB), die im altehrwürdigen Wiener Ernst-Happel-Stadion untergebracht sind. Koller, klein von Wuchs, mit den sprichwörtlichen O-Beinen des Fussballers, fühlt sich sichtlich wohl in Österreich. Beim Fototermin auf der Tribüne mischt er sich spontan unter eine Schulklasse, die etwas verdutzt darüber ist, unter dem denkmalgeschützten Dach den neuen Messias des österreichischen Fussballs persönlich anzutreffen.

**Herr Koller, unter Ihnen ist die österreichische Nationalmannschaft so erfolgreich wie seit Jahren nicht mehr. Erstmals könnte sie aus eigener Kraft die Teilnahme an einer EM-Endrunde schaffen. Die Österreicher verehren Sie deshalb fast wie einen Nationalhelden.**

Das ist natürlich schön. Es zeigt, dass wir etwas aufgebaut und entwickelt haben.

Die Stadien sind ausverkauft, es herrscht euphorische Stimmung bei den Leuten.

Wenn ich in Wien durch die Stadt spaziere, kommen die Menschen auf mich zu. Im ganzen Land herrscht Freude.

**Am Anfang war die Skepsis gross. «Solche Trainer haben wir bei uns genug», ätzte etwa Herbert Prohaska, eine Legende des österreichischen Fussballs und einer Ihrer Vorgänger. Man kann sich einen angenehmeren Start vorstellen. Wie gingen Sie mit dieser Kritik um?**

Diese Kritiker waren ungenügend informiert, es spielten auch eigene Interessen hinein. Ich weiss, was ich kann, und habe

mich nicht beeinflussen lassen. Ich gehe meinen Weg.

**Die Österreich-Auswahl zerfiel früher regelmässig auf dem Feld, auch die Legionäre, die in europäischen Topligen spielten, erreichten selten ihr normales Niveau. Jetzt ist das anders geworden. «Ein Schweizer entwarf für Österreich eine fussballerische Identität», schrieb die deutsche Zeit. Wie haben Sie das geschafft?**

Ich habe in der Schweiz ja selber in der Nationalmannschaft gespielt und bin nicht immer gern eingerückt. Es ist wichtig, ein Klima zu schaffen, dass die Spieler gern kommen. Wenn du dich wohlfühlst, kannst du auch bessere Leistungen bringen. Die Lage war schwierig: Die Fans waren nicht zufrieden, und wir mussten die Mannschaft und die Fans zusammenfügen. Ich sagte den Spielern: «Ihr könnt mal schlecht spielen, aber ihr müsst immer alles geben.» Dann verzeiht man auch, wenn einmal das Ergebnis nicht stimmt. Auch auf die Fans bin ich zugegangen. Wir konnten eine richtige Heimatmosphäre schaffen, die es auch für die Gegner schwierig macht.

**Koller über die Absage an die Nati: «In der Schweiz hätte ich wieder von vorn anfangen müssen.»**

**In der österreichischen Seele gebe es Dinge, bei denen ein Schweizer an seine Grenzen stosse, sagten Sie einmal. Was meinen Sie damit?**

Habe ich das gesagt?

**So stand es in der Presse. Es muss mit dem sogenannten Raunzen zu tun gehabt haben.**

Es stimmt schon: Im ersten Jahr im neuen Amt kamen alle möglichen Leute auf mich zu und sagten, was nicht gut sei und was ich zu tun hätte. Ein österreichischer Reporter fragte mich damals, ob ich wisse, was «raunzen» heisse. Ich hatte keine Ahnung. Aber ich habe es dann schnell erfahren.

**Wie würden Sie das Wort übersetzen?**

Es ist ein Meckern, ein Nörgeln. Man sucht das Negative und gibt dabei vielleicht auch seine eigene Unzufriedenheit preis. Mittlerweile ist das aber verschwunden. Sätze wie: «Der ist schlecht, den dürfen Sie nicht mehr aufbieten», höre ich heute nicht mehr.

**Diese Kultur des Raunzens: Stellten Sie das nur im Fussball fest, oder ist es vielleicht auch eine allgemeine österreichische Eigenschaft?**

Ich denke schon, dass das tief im Österreicher drin ist. Man ist ein bisschen unzufrieden und sagt das auch gern.

**Wenn man von aussen kommt, sieht man ja viele Dinge präziser. Wie nehmen Sie den Österreicher wahr? Was ist das für ein Mensch?**

Er ist gutmütig, er lebt gern. Er hat ein wunderschönes, lebenswertes Land.

**Wo erleben Sie die grössten Unterschiede zwischen der österreichischen und der schweizerischen Mentalität?**

Der Schweizer ist zurückhaltender, aber auch konsequenter, nicht nur im Sport. Der Österreicher ist schneller zufrieden. «*Pass scho. Schau mer mal.*» Solche Sätze hören Sie hier oft.

**Stellten Sie das auch im Nationalteam fest, mussten Sie diesen Geist der Lässigkeit erst austreiben?**

Durchaus. Ich stand vor der Frage: «Willst du das ändern, oder willst du es nicht ändern?» Ich habe mich entschieden, es zu ändern. Was natürlich nicht von einem Tag auf den andern geht. Man kann auch nicht nur darüber reden, man muss es leben.

**Wo sind die Österreicher uns voraus? Was mögen Sie an ihnen besonders?**

Es sind *gmögige* Leute. Wenn der Österreicher etwas zu essen und zu trinken hat, dann geht es ihm gut, dann fühlt er sich wohl.

**Mittlerweile sind Sie so sehr eingebürgert worden, dass das Boulevardblatt Österreich vom «Verräter Koller» schrieb, als es fälschlicherweise vermutete, Sie verliessen den ÖFB und träten die Nachfolge von Ottmar Hitzfeld als Trainer der Schweizer Nationalmannschaft an. Aber bei allem Respekt für den Erfolg Ihres Teams: Österreich liegt in der Weltrangliste immer noch deutlich hinter der Schweiz. Ihre Absage an den SFV überraschte alle und bleibt erklärungsbedürftig.**

Ich glaube nicht, dass es erklärungsbedürftig geblieben ist. Natürlich habe ich mit dem Entscheid gerungen. Es kommt nicht alle Tage vor, dass dich dein Heimatland als Nationaltrainer haben will. Ich war damals mit den Österreichern wie auch mit einem Klub am Verhandeln. Als Hitzfeld seinen Rücktritt ankündigte, dachte ich: «Ups, jetzt kommen die



«Im ganzen Land herrscht Freude»: GC-Fussballlegende und österreichischer Nationaltrainer Koller.

Schweizer dann auch noch.» Tatsächlich verging kein Tag, bis der Anruf kam. Das war an einem Samstag. Bis am folgenden Mittwoch wollte ich Klarheit für mich. Es war ein Auf und Ab. Schon vorher kamen mehrere Spieler auf mich zu und sagten, ich solle doch bleiben, wir sollten den eingeschlagenen Weg gemeinsam fortsetzen. Ich bin dann zum Schluss gekommen, dass ich mich selber belogen hätte, wenn ich Österreich schon wieder verlassen hätte. Zwei Jahre lang habe ich an jeder Pressekonferenz gesagt, wir spielten noch nicht so, wie ich es mir vorstellte. Es brauche Zeit. Diesen Prozess wollte ich nicht abbrechen, ich sehe weiteres Potenzial in dieser Mannschaft. Das war am Ende ausschlaggebend. Und in der Schweiz hätte ich wieder von vorn anfangen müssen.

**Welche Reaktionen auf Ihr Njet haben Sie aus der Schweiz erhalten?**

Ich dachte zuerst, ich erhalte eine Einreiseperrre. (*Lacht*) Dem war aber nicht so. Ich erhielt sehr viele positive Reaktionen für meine konsequente Haltung.

**Sie könnten später immer noch Nati-Trainer werden. Bleibt das für Sie eine Option?**

Ich will mich nicht verschliessen. Ich habe auch nie gesagt, dass ich nur noch Nationaltrainer sein möchte. Ein Engagement bei einem Klub bleibt möglich. Ich spüre noch genügend Energie in mir.

**Gibt es eine Liga oder vielleicht sogar einen bestimmten Klub, wo Sie unbedingt noch hin möchten?**

Nein. Das bringt nichts. Meine Sichtweise war immer die: «Dort, wo du bist, musst du alles geben.» Alles andere wird kommen.

**Welche grossen Trainer kennen Sie persönlich? Wen bewundern Sie?**

Die Frage ist, wer ein grosser Trainer ist.

**Das müssen Sie sagen. Haben Sie Vorbilder?**

Jetzt eigentlich nicht mehr. Du musst dich selber erleben, deine eigene Persönlichkeit entwickeln. Aber von zwei Trainern habe ich besonders viel mitnehmen können: von Roy Hodgson und Leo Beenhakker. Ich habe schon als Aktivspieler mit 26 Jahren mit der Trainerausbildung begonnen. Meine Frage war immer: «Wie kann man jenes Spiel trainieren, das man im Wettkampf dann spielen will?» Roy Hodgson setzte das konsequent um.

**Wollten Sie also immer schon Trainer werden?**

Nein, aber ich sagte mir: «Ich weiss nicht, was ich nach der Spielerkarriere mache, das Trainerdiplom kann nicht schaden.» Während die Mitspieler in die Sommerferien gingen, besuchte ich Kurse.

**Als Fussballer ist man in sehr jungen Jahren auf dem Karrierehöhepunkt, man hat alles, Geld, Bekanntheit, Prestige. Nach dreissig ist es schon vorbei. Kein einfaches Lebensmodell.**

»»

Absolut. Nicht jeder kann Super-League- oder Bundesligatrainer werden. Aber ich möchte diesen Job nicht missen. Er ist intensiv. Speziell ist auch, dass man mit jungen Leuten zusammen ist. Ich bin jetzt 54, arbeite aber mit Zwanzigjährigen. Das hält jung, man bekommt die neusten Entwicklungen mit.

### Worin unterscheiden sich die jungen Spieler von denen Ihrer Generation?

Prägend sind sicher die Social Media. Schon wir hatten damals das Gefühl, wir seien dabei und viel in der Presse. Aber was ist heute erst los! Manchmal denke ich: «Legt das Handy doch beiseite. Redet miteinander.»

### «Beim Essen will ich kein Handy sehen. Das ist kalte Materie.»

#### Sprechen Sie auch Verbote aus?

Ja. Beim Essen will ich kein Handy sehen. Das ist kalte Materie. Wir leben doch immer noch von unseren Emotionen!

#### Sie haben als Spieler eine der Glanzzeiten des Grasshopper Club Zürich mitgeprägt, wurden sieben Mal Schweizer Meister, fünf Mal Cupsieger. Wie beurteilen Sie die aktuellen Querelen und Turbulenzen in Ihrem Stammverein?

Aus Distanz ist das schwierig zu beurteilen. Aber es ist natürlich nicht gut, wenn Trainer und Spieler über die Öffentlichkeit kommunizieren und der ganze Verein vorgeführt wird. Solche Dinge dürfte man eigentlich gar nicht aufkommen lassen. Wichtig ist vor allem auch die Kontinuität in der Führung. Wie wollen Sie Ruhe in eine Mannschaft bringen, wenn das Personal ständig wechselt?

#### Können in Zürich auf Dauer zwei Fussballklubs überleben?

Diese Diskussion kommt immer wieder auf, aber ich glaube nicht, dass GC und der FCZ je gemeinsam ein Team bilden könnten. Die Kulturen sind zu unterschiedlich.

#### Ist es möglich, dass andere Klubs zum alles dominierenden FC Basel aufschliessen? Wie müsste man das anfangen? Oder anders: Was macht der FCB besser?

Zuschauer hatten sie schon immer viele, auch als sie noch in der Nationalliga B spielten. Das neue Stadion gibt ihnen nun ganz andere Möglichkeiten. Die Champions League, ein gutes Scouting, das es ermöglicht, Spieler mit Millionengewinnen wieder zu verkaufen: Das alles gibt dem FCB Vorteile, die schwer aufzuholen sind. Allerdings gibt es immer wieder Chancen für die Konkurrenz. Ich habe das mit St. Gallen gezeigt, später mit dem GC. Aber es ist knallharte Arbeit. Man muss beißen, ganz eng führen, immer dranbleiben.

#### Sie sind als Arbeiterkind im Zürcher Aussenquartier Schwamendingen aufgewachsen. Inwiefern prägte Sie diese Herkunft? Welche Wertvorstellungen gaben Ihnen Ihre Eltern mit?

Wir lernten: Man muss etwas tun, um etwas zu erreichen, es wird einem nichts geschenkt. Dann Eigenschaften wie Anstand, Respekt. Das war damals zwar selbstverständlich, heute muss man es erwähnen. Stärker geprägt als die Erziehung haben mich aber letztlich die vielen, teils schweren Verletzungen. Durch sie habe ich jene Verbissenheit erworben, die mich bis heute auszeichnet. Schon mit neunzehn hatte ich eine schwere Knieverletzung: Abnutzungserscheinungen, wie man sie normalerweise mit vierzig hat. Ich lag mit Zukunftsängsten im Spital und sah das Karriereende vor mir. In diesem Moment habe ich mir geschworen: «So hörst du nicht auf.» Jeden Abend drehte ich dann meine Runden auf der Tartanbahn. Es dauerte ein ganzes Jahr, bis ich zurückkam. Auch später kamen weitere schwere Verletzungen hinzu. Ich kämpfte mich jedes Mal zurück. So habe ich einen starken Kopf bekommen.

#### Sie sehen Ihre Spieler nur alle paar Wochen oder gar Monate. Was macht ein Nationaltrainer eigentlich in der vielen freien Zeit dazwischen?

Das habe ich mich am Anfang auch gefragt. (Lacht) Das Problem des Nationalcoachs ist ja, dass er seine Spieler zu wenig sieht. Meine Aufgabe besteht also auch darin, die Spieler zu beobachten. Ich reise ihnen nach, rede mit ihnen. Auch die Teams, gegen die wir spielen, analysiere ich genau. Liechtenstein, unser nächster Gegner, habe ich fünfzehn Mal beobachtet.

#### Wie bitte? Liechtenstein ist ja keine Übermannschaft. Ist diese Akribie, diese Versessenheit auch, typisch für den Trainer Marcel Koller?

Ja, so bin ich. Ich fühle mich einfach wohl dabei. Ich will Sicherheit haben, der Gegner

Intelligente Telefone  
Kluger Rasenmäher...  
Was kommt wohl als  
Nächstes?!

Gehn wir jetzt  
zu dir!



darf mich nicht überraschen können. Wird ein Spieler ausgewechselt, will ich wissen, welchen Einfluss der Neue auf das Spiel hat. Es sind oft Details, die ausschlaggebend sein können für den Sieg. Das versuche ich auch meiner Mannschaft mitzuteilen. Mithilfe solcher Kleinigkeiten haben wir schon einige Punkte errungen.

#### Sie haben es angesprochen: Sie sehen Ihre Spieler jeweils nur sporadisch und kurz. Wie gross sind unter diesen Bedingungen überhaupt die Einflussmöglichkeiten eines Nationaltrainers?

Nach meiner Erfahrung braucht es in einem Klub ein halbes Jahr, bis die Spieler wissen, was ich von ihnen will. In der Nationalmannschaft dauert es mindestens zwei, drei Jahre. Fussball ist Männerwelt, Macholand. Was haben Sie in den bald fünfzig Jahren in diesem Milieu über Ihre Geschlechtsgenossen gelernt?

Die Frauen kommen ja auch immer mehr dazu. Der Fussball ist sehr telegen, eine Weltsportart. Man steht im Scheinwerferlicht, kann aber plötzlich wieder ganz unten sein. Es steckt viel Knochenarbeit dahinter, man kann sich nicht ausruhen. Die Fussballer sind heute noch fokussierter auf sich und den Sport, als wir das früher waren, damit sie diese Pace auch mithalten können.

#### Fussballer sind nicht immer die einfachsten Typen, man trifft auch auf schwierige Charaktere. Wie packen Sie die?

Ich muss nicht elf Schwererziehbare in einer Truppe haben. Aber mit elf Sonntagschülern ist es auch schwierig, einen Match zu gewinnen. Ich mag eigentlich auch die etwas schwierigeren Spieler.

#### Welches ist Ihr Schlüssel im Umgang mit diesen Enfants terribles? Wie gehen Sie konkret mit ihnen um?

Man muss einen Draht zu ihnen finden, sie genauer kennenlernen, erkunden, wo die Probleme sind oder ob es überhaupt Probleme gibt. Der Spieler muss auch wissen, wo die roten Linien sind. Wichtig ist Konsequenz.

#### Was interessiert Sie ausser Fussball?

Viele andere Sportarten. In Wien geniesse ich überdies das kulturelle Angebot. Einen guten Draht habe ich zu den Wiener Philharmonikern. Mich fasziniert das perfekte Zusammenspiel, das man im Fussball ja nie so erreicht.

#### Was ist wichtiger, Fussball oder Liebe?

Ein lieblicher Fussball. (Lacht) Es braucht auch Liebe im Fussball. Und wenn der Fussball nicht da ist, braucht es die Liebe auch.

#### Was möchten Sie über sich lesen, wenn Sie sich einmal vom Fussballgeschäft verabschieden?

Da möchte ich die Journalisten nicht unter Druck setzen. (Lacht) Für ein Resümee ist es zu früh, ich schreibe vielleicht einmal ein Buch. Ich habe noch einiges vor. ○

# Demokratisch unerklärlich

Die Schweizer Bevölkerung will ein marktorientiertes Gesundheitswesen und Wahlfreiheit in Bezug auf die Angebote. Dennoch setzt der Bundesrat auf staatliche Steuerung. Der Wille des Gesetzgebers wird missachtet.

Von Andreas Fallner



Eine repräsentative Bevölkerungsbefragung im Jahr 2012 hat ergeben, dass rund 70 Prozent der Befragten ein überwiegend bis sehr stark marktorientiertes, wettbewerbliches Gesundheitswesen mit Wahlfreiheit wollen, demgegenüber nur rund 20 Prozent ein staatsorientiertes. Diesen Willen hat das Stimmvolk mit einer Mehrheit von rund 62 Prozent am 28. September 2014 bei der Ablehnung einer Einheitskrankenkasse bestätigt.

Dem steht die im Januar 2013 vom Bundesrat verabschiedete Strategie «Gesundheit 2020» gegenüber. Darin ist nirgends von «Wettbewerb» oder «Wahlfreiheit» die Rede, der Fokus liegt eindeutig auf staatlicher Steuerung.

## Planung durch die Hintertür

In diesem demokratisch nicht erklärbaren Spannungsfeld muss die am 1. Januar 2012 in Kraft getretene neue Spitalfinanzierung umgesetzt werden. Dabei hat der Gesetzgeber auch die vollständige Gleichbehandlung von privaten und staatlichen Spitälern sowie die volle Freizügigkeit für Spitalbehandlungen ausserhalb des Wohnsitzkantons verankert.

Diese Regelungen, die einen offenen, transparenten und fairen Wettbewerb zwischen allen Spitälern in unserem Land sicherstellen sollen, sind heute aber weit davon entfernt, umgesetzt zu werden.

Nach wie vor haben die Kantone eine Mehrfachrolle im Spitalwesen als Betreiber von Spitälern, Finanzierer von Leistungen eigener und anderer Spitälern, Planer des Angebotes und Rechtsmittelinstantz in Tariffragen. Man stelle sich vor, in der Fussballbranche würde jemand den Meisterschaftsmodus und den Sponsor eines Vereins, dazu noch Sponsor einiger anderer Vereine in der gleichen Liga und obendrein noch Schiedsrichter. So etwas ist dort undenkbar, im Gesundheitswesen aber Tatsache.

Die vom Gesetz vorgesehene Freiheit des Patienten, sich auch in einem Spital ausserhalb seines Wohnsitzkantons behandeln zu lassen, wird unterlaufen, indem einige Kantone zu tiefe und damit prohibitiv wirkende Zahlungen leisten. Hier kann ein Patient die gesetzlich zugesicherte Wahlfreiheit je nachdem nur durch Zuzahlungen aus der eigenen Tasche wahrnehmen.

Nach wie vor betreiben Kantone die Spitalplanung, indem sie festlegen, welche Spitälern für welche Leistungen aus der Grundversicherung entschädigt werden. Begründet wird das damit, dass die Kantone die Versorgung ihrer Bevölkerung sicherstellen müssten. Dies in einem System, welches mehr als genügend Leistungen anbietet.

In der hochspezialisierten Medizin haben die Kantone im September 2013 bis zu 37 Spitälern in unserem Land ermächtigt, im Bereich der Chirurgie Leistungen anzubieten. Dabei



Stark unter staatlicher Lenkung.

wurden allerdings jeweils nur 4 bis 5 Privatspitälern berücksichtigt, obwohl deutlich mehr als ein Drittel der Schweizer Spitälern private Institutionen sind. Ausserdem zeigt der Zuschlag an bis zu 37 Spitälern, dass hier staatliche Planung durch die Hintertür gemacht werden sollte, da eine Behandlung nur dann als hochspezialisiert gilt, wenn sie in ganz wenigen Spitälern angeboten wird.

## Verdeckte Defizitgarantie

Obwohl es nach dem Willen des Gesetzgebers nur noch eine Kategorie von gleichberechtigten Spitälern geben dürfte, haben wir heute

vier Kategorien in unserem Land. Zunächst sind da die scheinverselbständigten staatlichen Spitälern, die immer noch stark unter staatlicher Lenkung mit verdeckter Defizit-

## Von einem offenen und fairen Wettbewerb zwischen den Spitälern sind wir weit entfernt.

garantie stehen. Daneben gibt es korrekt und vollständig verselbständigte staatliche Spitälern. Des Weiteren gibt es «Listenspitälern», Privatspitälern, welche in die kantonale Planung aufgenommen worden sind und gewisse Leistungen zu Lasten der Grundversicherung abrechnen dürfen. Und zuletzt sind da die «Vertragsspitälern», Privatspitälern, die nicht Teil der staatlichen Planung sind und den Weg gewählt haben, mit Krankenversicherern individuelle Verträge abzuschliessen, um sich ausserhalb der staatlichen Planwirtschaft individuell in einem echten Qualitätswettbewerb zu positionieren.

## Spitzenqualität ohne Staat

Als Beispiele für Vertragsspitälern sind die Kliniken Pyramide und Bethanien in Zürich zu nennen, die sich freiwillig gegen eine Teilnahme an der staatlichen Planung entschieden haben, mittlerweile mit allen Versicherern vertraglich verbunden sind und in nachweisbarer Spitzenqualität Leistungen erbringen. Sie haben den Beweis erbracht, dass unternehmerisches Geschick und eine Positionierung im freien Wettbewerb mit guter Qualität funktioniert, den Beweis also, dass staatliche Steuerung kaum notwendig ist.

Um einen freien Wettbewerb umfassend zu ermöglichen, müssten Bund und Kantone nur den Willen der Mehrheit unserer Bevölkerung und denjenigen des Gesetzgebers umsetzen. So einfach wäre das.

Andreas Fallner ist Berater im Gesundheitswesen und Rechtsanwalt sowie Geschäftsführer «Bündnis Freiheitliches Gesundheitswesen».

# Der mittelalterliche Pranger lebt

«Swissleaks» hat 65 Personen im Internet ans Kreuz genagelt. Darunter auch Tote. Ihr einziges «Verbrechen»: Sie sollen bei der Bank HSBC ein Konto geführt haben. *Von René Zeyer*



Im Visier von «Swissleaks»: Genfer Sitz der Bank HSBC.

Auf der Website der beim neusten publizistischen Datenklau federführenden Organisation International Consortium of Investigative Journalists (ICIJ) wurden die Namen und – soweit vorhanden – Fotos von 65 Personen veröffentlicht, die Geschäfte mit der Bank HSBC gemacht haben sollen. Es handle sich hier um eine «Stichprobe», ausgewählt nach «öffentlichem Interesse». Der Pranger ist auf [icij.org/project/swiss-leaks/explore-swiss-leaks-data](http://icij.org/project/swiss-leaks/explore-swiss-leaks-data) einsehbar.

Dem ICIJ wurden via die französische Tageszeitung *Le Monde* im Herbst 2014 die Namen und Kontoinformationen von mehr als hunderttausend Personen oder Firmen zugespielt, die der HSBC im Jahre 2008 gestohlen worden waren. Nach einer «Auswertung» des Diebesguts begannen die beteiligten Journalisten mit einer konzertierten Publikation ausgewählter Anschuldigungen unter dem Namen «Swissleaks». Kleiner Schönheitsfehler bislang: In keinem einzigen Fall konnte konkret nachgewiesen werden, dass hier Indizien für Steuerhinterziehung oder, schlimmer noch, die Finanzierung von Terrororganisationen wie al-Qaida oder andere kriminelle Handlungen vorliegen. Da das ICIJ aus dem Flop «Offshore-Leaks» gelernt hat, werden in all den Hunderten Artikeln entweder keine Namen genannt oder Formulierungen gewählt, die vor juristischer Verfolgung schützen.

Auch bei den hier ans Kreuz genagelten 65 Personen wird in keinem einzigen Fall die Beschul-

digung erhoben, man habe Indizien oder gar Beweise für illegale Handlungen durch die Auswertung der gestohlenen Informationen gefunden. Nehmen wir aus dieser «Stichprobe» nur zwei nach dem Zufallsprinzip ausgewählte Personen. Eine argentinische Millionärin und «Philantropin» soll in den Jahren 2006/2007 auf drei Konten bei der HSBC insgesamt 101 Millionen US-Dollar gehalten haben. Sie starb im Jahre 2012, und der Erbschaftsverwalter stellte klar, woher das Geld stammte und dass es ordentlich versteuert wurde. Wieso soll öffentliches Interesse bestehen, eine Tote an den Pranger zu stellen?

## Worin besteht das öffentliche Interesse?

Oder nehmen wir eine US-Modedesignerin, die ihre grossen Zeiten in den siebziger Jahren hatte. Sie soll laut «Swissleaks» zwei Konten geführt haben, die 1988 eröffnet und 1996 beziehungsweise 2002 geschlossen wurden. Dazu soll sie die Nutzungsberechtigte an zwei Firmenkonten gewesen sein, von denen eines ebenfalls 2002 geschlossen wurde. Ihr Sprecher sagt zum ICIJ, dass die Modedesignerin ihrer Steuerpflicht in den USA jederzeit nachgekommen sei. Worin soll hier das öffentliche Interesse bestehen?

In keinem einzigen der 65 hier aufgeführten Fälle wird vom ICIJ die Behauptung aufgestellt, die Datenauswertung habe neue Indizien für illegales oder gar kriminelles Handeln ergeben. Es werden nur Anschuldigungen von interna-

tionalen Organisationen zitiert. Nehmen wir als letztes Beispiel den Fall der Besitzerin einer Tabakfabrik und «alleged», also «mutmasslichen», «Waffenhändlerin». Die Burunderin wurde, wie das ICIJ ausführt, von der Uno dafür kritisiert, im Bürgerkrieg Burundis Rebellen mit Waffen unterstützt zu haben. Im Jahr 2002 sei sie in der Schweiz wegen des Verdachts auf Geldwäscherei angeklagt, aber unter Erstattung der Gerichtskosten freigesprochen worden. Ihr Name soll mit insgesamt drei Konten bei der HSBC in Verbindung stehen, von denen zwei 1995 beziehungsweise 2000 geschlossen wurden. Und als Höhepunkt des Investigativjournalismus: «Die durchgesickerten Daten spezifizieren nicht die genaue Rolle, die XY in Bezug auf diese Konten hatte.» Worin besteht die Anschuldigung? Unglaublich: Diese Formulierung findet sich insgesamt bei 30 der 65 geouteten Personen, von denen zudem elf verstorben sind.

Daraus ergibt sich eine ganze Reihe von nicht einmal investigativen Fragen an die auch in der Schweiz an dieser Aktion beteiligten Medienorgane und Journalisten, um Beantwortung wird gebeten:

— Worin genau besteht das angebliche öffentliche Interesse an der Anprangerung dieser 65 Personen?

— Woher nehmen die beteiligten Journalisten das Recht, mit gestohlenen Daten unbewiesene Anschuldigungen zu erheben und Personen namentlich in Artikeln und im Internet an den Pranger zu stellen?

— Wer von den beteiligten Journalisten garantiert, dass keiner seiner Kollegen, die auch Zugang zu den Informationen über mehr als 100 000 Konten hatten, nicht auf die Idee kam, einen Betroffenen nach der Devise anzugehen: «Wir stellen dich an den Pranger, aber man kann das natürlich durch eine kleine Spende abwenden»? Wo war und wo ist die Kontrolle der angeblichen Kontrolleure?

— Wann wird der erste Fall publiziert, in dem aufgrund dieser Recherche der Verdacht auf eine tatsächliche Straftat ans Licht kommt, die den eigentlich zuständigen Staatsorganen vorher noch nicht bekannt war?

— Wann wird die Finanzierung von Terrororganisationen an einem konkreten Beispiel aufgezeigt?

Auf eine letzte Frage können wir leider nicht einmal eine Antwort erwarten: Wann sehen diese «Investigativjournalisten» endlich ein, dass sie mit diesen Methoden der Funktion der Presse als gesellschaftliches Kontrollorgan einen gravierenden Schaden zufügen? ○

# Rassismus – verzweifelt gesucht

Jeder vierte Bewohner der Schweiz sei fremdenfeindlich, rechnet Politologe Claude Longchamp vor. Seine Studie im Auftrag des Bundes strotzt vor Zahlenakrobatik und abstrakten Begriffen. Die Absicht ist klar: Rassismus soll als wissenschaftlich erwiesenes Problem erscheinen. *Von Alex Reichmuth*

Der Begriff «rassistisch» sagt jedem etwas. Die meisten können sich wohl auch unter «Antirassismus» etwas vorstellen. Doch was bedeutet eine «anti-anti-rassistische Haltung»? In der Studie «Zusammenleben in der Schweiz 2010–2014» des Meinungsforschungsinstituts gfs.bern, die letzte Woche publiziert wurde, lautet die Definition so: «wer simultan angibt, nicht einverstanden zu sein mit den Aussagen <Stereotypisierung verhindern>, <Diskriminierung verhindern>, <Gleichwertigkeit der Kulturen> und <keine Einteilung nach Rassen>». Die Studie unter der Leitung des Politologen Claude Longchamp weist auch exakt aus, wie gross das «Anti-Antirassismuspotenzial» in der Schweiz ist: Es liegt angeblich bei drei Prozent der Bevölkerung.

Wer annimmt, ein Anti-Antirassist sei ungefähr dasselbe wie ein Rassist, sieht sich getäuscht: Der Anteil der Rassisten liegt laut der Studie viel höher, bei dreizehn Prozent – wobei damit die «rassistische Einstellung aufgrund der Nachbarschaft» gemeint ist. Daneben wurde auch die «rassistische Einstellung aufgrund des Gefühls <gestört zu werden>» erfasst, die nur sechs Prozent der Bevölkerung betreffen soll.

Das Ziel von Longchamps Studie war es, gemäss Eigendeklaration, «kritische Potenziale im Sinne rassistischer Einstellungen in der Einwohnerschaft umfangmässig, von ihrer strukturellen Verankerung her und im Trend zu erfassen». Im Mai 2010, 2012 und 2014 hat das Team von gfs.bern je rund 1000 Schweizer und 700 Ausländer befragt. Im Herbst 2014 folgte zudem eine Telefonbefragung.

## Tolerante Fremdenfeinde?

Wer sich von der erwähnten Differenzierung der Begriffe verwirrt fühlt: Es wird noch verzackter. Die Studie hat auch die Verbreitung der «Fremdenfeindlichkeit» erfasst, die sich angeblich in «allgemeine Fremdenfeindlichkeit» (24 Prozent der Befragten) sowie «Fremdenfeindlichkeit am Arbeitsplatz» (27 Prozent) unterteilen lässt. Daneben wurde die «Intoleranz» gemessen: Sie betrifft offenbar 21 Prozent der Befragten. Demnach muss es zumindest einige Prozente an Fremdenfeinden geben, die mit Toleranz auffallen.

Erstaunlicherweise entwickeln sich die verschiedenen Kategorien auch ganz unterschiedlich. Die Zahl der Nachbarschaftsrassisten hat sich zwischen 2010 und 2012 scheinbar glatt halbiert (von siebzehn auf acht Prozent),

um dann bis 2014 wieder um über die Hälfte anzuschwellen. Die Zahl der Allgemein-Fremdenfeinde war in den letzten vier Jahren hingegen leicht gesunken. Die Arbeitsplatz-Fremdenfeinde wiederum haben sich in der gleichen Zeit um die Hälfte gemehrt.

Intolerant gegenüber Fremden, xenophob, rassistisch – es sind Bezeichnungen, die naturgemäss schwer abgrenzbar sind. Nicht so bei Longchamp. Er suggeriert, es handle sich um klar definierbare Kategorien. Seine Studie wartet dazu mit einem Arsenal an Begriffen wie «Kernkonzepte», «Erklärungskonzepte», «Indexwerte», «kritische Potenziale», «Indikatoren» oder «Faktoranalysen» auf, um Fremdenfeindlichkeit zu erklären.

Anhand konkreter Fragen an die Probanden ist erkennbar, wie heikel solche Exaktheit ist. Zum Beispiel hängt der Befund der rassistischen Einstellung «in der Nachbarschaft» davon ab, ob es für die Befragten «eine Rolle spielt», welche Hautfarbe, Religion und Nationalität ihre Nachbarn haben und welche Sprache sie sprechen. Wer bei allem zustimmt, gilt als fremdenfeindlich. Man kann aber durchaus ohne xenophobe Gefühle überzeugt sein, dass Herkunft und Prägung von Menschen im täglichen Umgang «eine Rolle spielen» – und sei es, um besondere Rücksicht auf andere Mentalitäten zu nehmen.

Gegen die Erhebung von exakten Prozentzahlen fremdenfeindlicher Menschen spricht auch die unklare Motivation der Befragten. Den interviewten Personen ist während den fast einstündigen Erfassungsgesprächen wohl klar gewesen, dass es um die Erfassung rassistischer Einstellungen geht. Entsprechend dürften sie die Antworten angepasst haben: Wer tolerant wirken will, zeigt sich in seinen Antworten abgeschlossen gegenüber Fremden. Wer sich gerade über Fremde ärgert und Dampf ablassen will, bauscht seine xenophobe Haltung auf.

Auftraggeber für Longchamps Studie war die Fachstelle für Rassismusbekämpfung des Bundes. Um sich selbst zu legitimieren, hat diese jedes Interesse daran, Rassismus in der Schweiz als reales Problem erscheinen zu lassen. Allerdings hapert es damit: Konkrete rassistische Vorfälle in der Schweiz sind so gut wie keine bekannt. Der reflexartig angebrachte Vorwurf der Fremdenfeindlichkeit nach unerwünschten Abstimmungsergebnissen – wie nach dem Ja zur Minarett- oder zur Masseneinwanderungsinitiative – stumpft zudem allmählich ab. Also bleibt der Griff zu angeblich wissenschaftlichen Belegen, um den verzweifelt gesuchten Rassismus dingfest zu machen. Longchamp und sein Team haben den Job nun gemacht und konkrete Zahlen geliefert. Wer ihnen vertraut, ist selber schuld. ○



*Spielt es eine Rolle, welche Hautfarbe die Nachbarn haben?*

# Ach Mohammed

Der Islam soll an der Basler Fasnacht tabu sein. Das Wort «Zensur» nimmt niemand in den Mund, jeder kennt aber die ungeschriebenen Regeln. Missachtung wird streng sanktioniert. Von Rico Bandle

*Ach Mohammed, ach Mohammed ...  
Ach Mohammed, ach Mohammed ...  
Ach Mohammed, ach Mohammed ...  
Ych waiss, dass y dy nit erwääne sett!*

Worüber sich die Schnitzelbankgruppe «Die Antiquierte» 2013 noch lustig machte, das ist dieses Jahr quasi offiziell: Der Islam soll an der Basler Fasnacht nicht vorkommen. Christoph Bürgin, Obmann des Fasnachts-Comités, machte an einer Medienorientierung deutlich, dass die Narrenfreiheit gewisse Grenzen kenne: «Im Islam sind Allah und Mohammed so gross, dass sie nicht dargestellt werden sollen. Dies sollte auch an der Fasnacht respektiert werden.» Bürgin fügte an, dies sei keine Weisung, sondern bloss ein Empfehlung; niemand übe Zensur aus, dazu habe das Comité gar nicht die Befugnis.

473 Cliques, Wagen, Guggenmusiken, Chaisen und andere Einheiten haben sich dieses Jahr für die Cortèges (Umzüge) vom Montag- und Mittwochnachmittag angemeldet; 62 Schnitzelbankgruppen singen an den beiden offiziellen Abenden ihre Verse. Ob sich alle an die Empfehlung des Comités halten werden, bleibt offen. Die Schnitzelbäncker unterstehen ohnehin nicht dem Fasnachts-Comité, sondern sechs eigenen Organisationen. Kontrolle und Sanktionsmöglichkeiten sind in der alt-hergebrachten Basler Fasnachtsstruktur jedoch tief verankert. Bei der Verteilung der Subventionen gibt es gar ein Bonus- und Malussystem, mit dem fehlbare Cliques sanktioniert werden können.

Felix Rudolf von Rohr ist als ehemaliger Grossratspräsident und ehemaliger Obmann des Fasnachts-Comités ein Urgestein der Szene. Beim Thema Zensur kommt er erst einmal auf die Zeit des Zweiten Weltkriegs zu sprechen. Die Behörden forderten damals die Fasnächtler auf, Zurückhaltung zu üben und die Deutschen nicht unnötig zu verärgern. «Man war gezwungen, etwas so zu sagen, dass alle wussten, was gemeint ist, ohne es direkt anzusprechen», sagt Rudolf von Rohr. Diese in Zeiten der Bedrohung gültige Satireregeln sei auch im heutigen, gänzlich verschiedenen Umfeld die hohe Kunst der Basler Fasnacht geblieben. Es gehe darum, die feine Klinge zu führen, plumpe Beleidigungen und primitive Witze seien verpönt.

Die Basler Fasnacht, so hört man in Gesprächen mit Eingeweihten fortwährend heraus, habe einen ganz eigenen Stil, ein anderes Ni-

veau als andere Fasnachtstraditionen. Das gelte es zu bewahren. «Pornografie und Witze unter der Gürtellinie gibt es bei uns nicht, das überlassen wir den Ostschweizern und Kölnern», sagt Rudolf von Rohr.

Der Obmann des Schnitzelbank-Comités, Walo Niedermann, bestätigt diese Haltung: «Die Fasnacht ist nicht dazu da, um Leute zu beleidigen.» Er unterstütze die Empfehlung des Fasnachts-Comités. «Gewisse Muslime verstehen die Schnitzelbänke nicht richtig, womöglich auch nicht den Humor», sagt er. Seit einigen Jahren liest der Vorstand des Comités die Schnitzelbänke seiner Gruppen vorgängig durch – und greift ein, wenn ihm etwas unangebracht erscheint. Das komme aber selten vor, sagt Niedermann. 2010 kam es zu einem kleineren Eklat, als das Quartett «Zämmegwürflete» trotz vorgängiger Warnung einige derbe, an Sexismus grenzende Verse vortrug. Die «Zämmegwürflete» wurde offiziell abgemahnt, in der Folge gab die Gruppe unter Protest ihren Austritt aus dem Comité bekannt.

Mit Zensur habe das nichts zu tun, sagt Niedermann, bei der Prüfung handle es sich um eine «Qualitätskontrolle». Auch die Verkleidung von Schnitzelbänkclern sorgt zuweilen für Unruhe. Vor einigen Jahren erachteten einige Comité-Mitglieder eine Larve (Maske), die einen Hintern darstellte, als nicht adäquat für die Basler Fasnacht.

## Der Nahost-Zungenkuss

Das strenge System von formeller und informeller Kontrolle ist in Basel weitgehend unbestritten, die Autorität des mächtigen Fasnachts-Comités geniesst breiten Respekt. Die einzigartige Basler Fasnachtskultur, so der Tenor, sei nur durch gewisse Strukturen und Regeln aufrechtzuerhalten. «Man muss das fasnächtliche Umfeld schützen», sagt zum Beispiel ein langjähriger Fasnächtler. Selbst Cliques, die schon sanktioniert worden sind, verteidigen in der Regel die Strukturen.

Zu den originellsten und radikalsten Cliques gehören die «Alte Stainlemer». 2010 sorgten sie für Aufsehen, als die Mitglieder als geklonte «Merzelmännchen» (Bundesrat Hans-Rudolf Merz) auftraten, die dem libyschen Diktator Gaddafi den roten Teppich ausrollten. Auf einer Laterne lag der schlaffe Merz in den Armen des grossen Gaddafi, Michelangelo «Pietà» nachempfunden. Jenes Motiv stiess durchgehend auf Anklang. Ganz anders



Rundum beliebt: Fasnachts-Sujets mit Merz und



Klagen und Strafen: Juden-Parodie ...

2003, als die Clique den Nahostkonflikt zum Thema machte. Unter dem Motto «Draumhochzyt» küsst sich auf einer Laterne der damalige Palästinenserführer Jassir Arafat und der israelische Premierminister Ariel Scharon. Die Fasnächtler waren als Juden und Palästinenser verkleidet und trugen mit Einschusslöchern versehene Särge mit. Beanstan-





Gaddafi, 2010 ...



... George Bush, 2003.



... Arafat und Sharon als Liebespaar, 2003.

det wurden vor allem einzelne Laternensprüche, wie zum Beispiel: «D Israeli schächte nid nume Rinder, sondern au palästinänschi Kinder.» Oder: «Dr Ahmed sait zem Soon: Nid zwänge, morn dörsch au du go Jude spränge.» Der Auftritt hatte nicht nur mehrere Rassismusklagen zur Folge (die allerdings alle fallengelassen wurden), die Clique wurde

auch vom Fasnachts-Comité zu einer Aussprache vorgeladen und mit einer Subventionskürzung bestraft. Eine Disziplinierungsmassnahme, die alle paar Jahre zur Anwendung kommt.

Das Fasnachts-Comité, das die Cortèges organisiert, verteilt jeweils die Nettoeinnahmen aus dem Plakettenverkauf und dem Erlös vom «Drummeli» vollumfänglich den Teilneh-

mern. Um wie viel Geld es geht, ist ein gutgehütetes Geheimnis; dem Vernehmen nach kann aber eine grössere Clique mit Einnahmen von rund 10 000 Franken rechnen. Die Verteilung erfolgt nach einem ausgeklügelten Schlüssel. 75 Prozent gehen gemäss der jeweiligen Teilnehmerzahl direkt an die Cliquen. Die restlichen 25 Prozent bilden so etwas wie den Bonustopf, der gemäss einer Bewertung der Comité-Mitglieder ausgeschüttet wird. Entscheidend sind unter anderem das Sujet, die Originalität, die Qualität und der betriebene Aufwand. Die Möglichkeit der Sanktionierung ist im Reglement explizit erwähnt: «In Einzelfällen, vor allem bei Verstössen gegen die Verkehrsordnung, können Abzüge erfolgen.»

Roman Meier, Präsident der «Stainlemer», stellt sich hinter das System, obschon seine Clique auch schon mit Geldentzug gemassregelt wurde: «Die Kontrolle ist richtig. Wir wollen keinen Rassismus und keine Feindseligkeiten an der Fasnacht.» Halten sich die «Stainlemer» an die Vorgabe des Mohammed-Verbots? Meier schweigt sich zum diesjährigen Sujet aus, das sei streng geheim. Allerdings beteuert er, dass bei den Diskussionen in der Sujet-Kommission grundsätzlich nicht ausgeschlossen wurde, den Islamischen Staat oder Hassprediger zum Thema zu machen. «Wir sind ja bekannt dafür, auch wenig amüsante Aktualitäten aufzugreifen», sagt er.

#### Wer nicht vorkommt, ist unwichtig

In katholischen Gebieten ist die Fasnacht die Zeit, in der die Regeln des Alltags ausser Kraft gesetzt werden und das Urtümliche, das Anarchische an die Oberfläche kommt. In Basel allerdings erfolgt diese gesellschaftliche Ventilfunktion in einem höchst disziplinierten Rahmen. Dies kommt auch bei der Musik zum Ausdruck: Die in Basel populären Trommler und Pfeifer strahlen im Gegensatz zu den wilden Guggenmusiken eine fast schon militärische Strenge aus.

Dass die explizit ausgesprochene Einschränkung der Meinungsfreiheit unter den Basler Fasnächtlern kaum Widerspruch hervorruft, dürfte nicht allein am Respekt vor dem mächtigen Comité liegen. In Basel wie auch andernorts gilt die Regel: An der Fasnacht durch den Kakao gezogen zu werden, kann zwar unangenehm sein; noch unangenehmer ist jedoch, gar nicht vorzukommen. Denn dann gilt man als unwichtig. Wenn eine Gruppe durch übertriebene Wehleidigkeit erreicht, dass man sich über sie nicht lustig machen darf, stellt sie sich selbst an den Rand der Gesellschaft. Eingefleischte Fasnächtler scheint dies nicht zu kümmern. Wie heisst doch das Motto der «Alte Stainlemer»: «Mir sin e luschtigi Fasnachtszunft, dört us dr alte Staine. / Humor und Witz isch uns Prinzip, und das verdirbt is käine.» ○



Essay

## Schluss mit Hundeschule

Der Staat nervt seine Bürger mit immer neuen Bussen, Gebühren und Verboten. Gleichzeitig bleiben die richtigen Probleme aber ungelöst. Das früher so ausgeprägte Grundvertrauen in die Regierung ist schwer angeschlagen. *Von Guido Tognoni*

Die Meldung vom vergangenen Frühjahr verwunderte zwar, schreckte aber niemand sonderlich auf: Zwei Jungbären im Berner Bärengraben haben keine Namen mehr erhalten, sondern die Nummern «3» und «4». Damit sollen die beiden Bären nicht «vermenschlicht» werden, erklärte der Parkdirektor. Spöttisches Gelächter war keines zu vernehmen, Widerspruch schon gar nicht. Ein solcher wäre vielleicht auch ausgeblieben, wenn besorgte Gleichstellungsbeauftragte gefordert hätten, die Vornamen Urs, Leo und Wolfgang zu meiden, weil die Würde des Tieres unter diesen Anleihen aus der Natur leiden könnte.

Es braucht schon die absonderliche Idee aus dem Bundeshaus, wonach Grosseletern für die Pflege ihrer Enkel eine Eignungsprüfung ablegen müssen, bis das Volk die Lethargie ablegt und sich gegen einen Furz aus den Beamtenstuben auflehnt. Aber sonst: Die tägliche Beschneidung der Freiheit des Individuums wird verärgert, aber klaglos ertragen. Die Behörden verbieten die billige Glühbirne, schreiben den Stromverbrauch des Staubsaugers vor, wollen uns klarmachen, wie das Brot getoastet werden muss, das Fleisch darf nicht mehr schmecken, und die Raucher sind ohnehin stigmatisiert. Die Bahnpreise steigen, aber auf der klassischen Bahnhofsuhr wird der Sekundenzeiger abgeschafft – am einzigen Ort des öffentlichen Raums, wo ein Sekundenzeiger wirklich hilfreich ist. Das ganze Land muss in die Hundeschule, und wer seinen Vierbeiner nicht angurtet oder im Auto in einen Käfig sperrt, wird gebüsst. Wer 10 000 Franken überweisen will, muss einen bürokratischen Hindernislauf überstehen, und die Drohung, grössere Bargeldzahlungen zu verbieten, liegt weiterhin im Raum.

Behörden und Polizei überbieten sich von Woche zu Woche im Aufstellen von listigen Radarfallen und ergötzen sich an jährlich verfeinerten Messmethoden, die dazu dienen, bei den Autofahrern mehr Bussen einzutreiben, was sehr viel mit Beutelschneiderei, aber nur wenig mit Sicherheit auf den Strassen zu tun hat. Parksünder werden ebenso gnadenlos verfolgt wie Bahn- und Tramfahrer, die mit den Ticketautomaten nicht zurechtkommen, weil diese Geräte, offenbar nur von deren Erfindern getestet und verstanden, an Kundenfeindlichkeit kaum zu überbieten sind.

Die Schweiz hat sich in den vergangenen Jahren in rasantem Tempo zum Gebühren- und Bussenstaat entwickelt. Den vielzitierten Dichtstress erleben wir nicht nur in den Ballungszentren, sondern auch durch eine wachsende Anzahl von amtlichen Sonderaufpassern und eine aufdringliche Beamtenschar, die ihr Dasein mit umfassender Fürsorge von der Wiege bis zur Bahre rechtfertigen will, die wir nicht nur bei den ständigen Kampagnen des Bundesamts für Gesundheit erdulden müssen. Die Schreib- und Spruchgebühren



*Nicht lachen, die Würde des Tieres könnte leiden.*

für mechanische, rein bürokratische Vollzugshandlungen der Gerichts- und Verwaltungsorgane haben das erträgliche Mass längst überschritten. Sie grenzen bisweilen an Rechtsverweigerung.

Auf einen Nenner gebracht: Der Staat nervt den Bürger, und das in zunehmendem Masse. Gleichzeitig muss der Steuerzahler erkennen, dass dieser Staat zwar endlose, ermüdende Gleichstellungs-, Homosexuellen- und Diskriminierungsdebatten fördert, aber nichts gegen die immer mehr Familien existenziell bedrängenden Gesundheitskosten unternimmt. Der Stimmbürger sieht, dass unser Parlament

allen Ernstes das Plastiksäcklein für den täglichen Einkauf bei Coop und Migros verbietet, aber gegen die explodierenden Krankenkassenprämien machtlos ist. Der Bürger spürt auch täglich, wie rigoros und flächendeckend die Justiz gegen Parkplatz- und Temposünder vorgeht, aber im Kampf gegen die richtige Kriminalität Personalmangel geltend macht.

### Drohung mit dem Untergang

Es ist die Summe all dieser ständig zunehmenden und teilweise unanständigen staatlichen Nadelstiche, die uns das tägliche Leben verbietet. Stiche, die vor allem von vermeintlich Wohlmeinenden aus dem linken und linksgrünen Lager ausgeheckt werden und die auch die bürgerlichen Politiker hinnehmen, sei es aus Bequemlichkeit, in stillem Einverständnis oder aus schlichter Ignoranz. Das Ergebnis ist weniger der von den Medien bei mancher Gelegenheit bemühte Wutbürger, sondern eher der Frustbürger, der seiner Enttäuschung mit einem irrational-oppositionellen Stimmverhalten Ausdruck gibt. Als Folge davon drohen mittlerweile Mitglieder der Landesregierung bei jeder zweiten Volksabstimmung mit dem Untergang der Schweiz – wie letzthin besonders krass bei der Ecopop-Initiative –, falls eine missliebige Vorlage angenommen würde.

Die Wirkung dieser Drohszenarien wird umso fraglicher, je öfter die Obrigkeit auf diese Weise Einfluss auf das Stimmvolk zu nehmen versucht. Das früher ausgeprägte Grundvertrauen in die Regierung ist angeschlagen, zumal es in jüngster Zeit Bundesräte (und Bundesrätinnen) waren, die sich mit ihren penetranten Darstellungen und Prognosen mehrfach monumental verhauen haben. Dass mit behördlichem Alarmismus die staatsbürgerliche Verantwortung neu geweckt und die Verdrossenheit verdrängt werden kann, darf jedenfalls bezweifelt werden. Solange eine «Sensibilisierung» – eine neue Wortschöpfung für behördliche Aufdringlichkeit – nach der andern auf die Bevölkerung niederrieselt und solange die erdrückende Regulierungswut der Politik und Bürokratie anhält, ist eher das Gegenteil zu erwarten. Ein Staat, der dem Bürger andauernd und über Gebühr auf die Nerven geht, darf von diesem kein Entgegenkommen mehr erwarten.

Guido Tognoni ist ehemaliger Fifa-Funktionär.

# Kassensturz im Kleinstaat

Der Steuerstreit der Schweiz mit Amerika und dem Rest der Welt dauert unvermindert an. Schlimmer als die Bussen ist der Ausverkauf der Schweizer Rechtssouveränität. *Von René Zeyer*

Ist es Absicht oder Naivität? Schweizer Bankführer, Behörden und Regierung scheinen sich verschworen zu haben, den Ausstieg aus dem gescheiterten Geschäftsmodell «Aufbewahren von Schwarzgeld unter dem Schutz des Bankgeheimnisses» so schmerzhaft, teuer und deaströs wie möglich zu gestalten.

Den Anfang machte die UBS, die unter Rechtsbruch und Pulverisierung des theoretisch bis heute existierenden Bankkundengeheimnisses «gerettet» wurde. Der zweite Akt war die Privatbank Wegelin. Sie hatte niemals gegen Schweizer Gesetze verstossen. Dennoch musste sie sich ohne jeglichen Schweizer Rechtsschutz selbst entleiben. Der dritte Akt war die Credit Suisse. Sie versuchte, sich mit einer «Lex USA», die eigentlich eine «Lex CS» war, aus der Schlinge zu ziehen. Nachdem das im Parlament scheiterte, zahlte die CS fast drei Milliarden Dollar und räumte kriminelles Verhalten ein.

## Damoklesschwert über dem Finanzplatz

Die «Lex CS» erlebte ihre Wiederauferstehung als Regierungsvereinbarung, jeder Parlamentskontrolle und der Möglichkeit eines Referendums entzogen. Rund ein Drittel aller noch existierenden Schweizer Banken liessen sich von der eigenen staatlichen Aufsichtsbehörde (Finma) dazu drängen, sich in die sogenannte Gruppe zwei einzureihen. Also «freiwillig» einzugestehen, gegen US-Steuer Gesetze verstossen zu haben. Ihnen wurde vorgespiegelt, dass sie mit einer gewaltigen Bussenzahlung ein «Non-Prosecution-Agreement» erkaufen könnten, also eine Freistellung von weiterer Strafverfolgung. Keine einzige Bank hat das bis heute geschafft, und die US-Behörden stellten inzwischen klar, dass dessen Erlangung nur mit ewiger Auskunftspflicht und faktischer Unterstellung unter US-Recht möglich sei.

Immer mal wieder wird ein Schweizer Banker verhaftet, der sich aus den heimischen Gefilden herauswagt, es gibt mindestens dreissig internationale Haftbefehle. Zum Schutz ihrer Angestellten, deren Daten die meisten Schweizer Banken inzwischen an die USA geliefert haben, steht lediglich ein lächerlicher Hilfsfonds zur Verfügung, der im Einzelfall maximal 10 000 Franken für juristische Unterstützung ausschütten soll. Als Karikatur der Fürsorgepflicht des Arbeitgebers mussten sich diese nur Weisungen ausgeführt habenden aktuellen oder ehemaligen Mitarbeiter auf dem Rechtsweg den Zugang zu den Informationen

erzwingen, die über sie an US-Behörden ausgeliefert wurden.

Während hier weiterhin wie ein Damoklesschwert Multimilliardenbussen über dem Schweizer Finanzplatz hängen, folgen Staaten wie Frankreich, Italien, Deutschland, aber auch Grossbritannien, Brasilien, Indien und sogar Russland dem US-Beispiel und fordern ihrerseits Auskünfte über national Steuerpflichtige, die möglicherweise Gelder auf Schweizer Banken deponiert haben. Und natürlich neben dem fälligen Steuersubstrat ebenfalls Entschädigungszahlungen in noch unbestimmter, aber gigantischer Höhe.

Nun könnte man sagen: «Selber schuld, das haben sich diese Schwarzgeldbunker selbst eingebrockt, sollen sie es doch auslöffeln.» Das wäre aber aus zwei Gründen zu kurz gegriffen. Erstens muss theoretisch bis heute keine Schweizer Bank in der Schweiz einen Neukunden nach dem steuerlichen Zustand seines Vermögens fragen. Zumindest, wenn in der Schweiz noch Schweizer Gesetze gelten würden, wäre das so. Zweitens geht es hier nicht um einen internationalen und gerechten Kampf gegen Steuerhinterziehung. Sondern um einen Finanzkrieg um das Aufbewahren grosser Vermögen, in dem die Schweiz auf Platz eins steht, aber im Machtpoker gegen Platz zwei und drei, die USA und Grossbritannien, schlechte Karten hat. Mit dem Kampfbegriff «internationale Steuergerechtigkeit» wird die abgründige Heuchelei überspielt, dass es in den USA, in Grossbritannien, aber auch in Luxemburg, den Niederlanden, in Singapur und an vielen anderen Orten der Welt viel einfacher ist, Steuern zu hinterziehen oder zu optimieren, als in der Schweiz.

Ein schwaches Blatt hat die Eidgenossenschaft aber in erster Linie nicht deswegen, weil die Schweizer Bankführer einmal mehr beweisen, dass sie nur am eigenen Geldbeutel interessierte Schönwetterkapitäne sind. Sondern weil die Schweizer Regierung keinen Finger dafür rührt, die eigene Rechtssouveränität und die Selbstbestimmung über eigene, innere Angelegenheiten gegen Übergriffe von aussen zu verteidigen. Darin besteht die einzige Chance eines Kleinstaats, sich gegen grosse Mächte zu behaupten. Deswegen ist nicht der Kassensturz beängstigend, der das Ende des Finanzplatzes Schweiz, wie wir ihn kennen, bedeutet. Sondern der Ausverkauf der Raison d'être der Eidgenossenschaft. ○



**Lesen**  
im Magazin

**Schreiben**  
im Blog

**Diskutieren**  
in den Foren

**Lernen**  
in Workshops, Kursen und  
e-Learning

**Leute treffen**  
in den Regionalgruppen

**Ausflüge**  
mit den Regionalgruppen

**PC-Support**  
für Premium-Mitglieder  
(Fr. 50.– Jahresbeitrag)

**Mitmachen**  
als freiwillige/r MitarbeiterIn

seniorweb.ch ist die grösste Internetplattform für Senioren in der Schweiz, betrieben von ca. 150 freiwilligen MitarbeiterInnen. Trägerin ist die gemeinnützige Stiftung pro seniorweb. Erklärtes Ziel von seniorweb.ch ist es, den digitalen Graben überwinden zu helfen und Menschen im dritten Lebensabschnitt nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben Medienkompetenz zu vermitteln und sie beim Umgang mit neuen elektronischen Medien und Hilfsmitteln zu unterstützen.

Mehr unter [www.seniorweb.ch](http://www.seniorweb.ch)



«Nicht mehr fehlerfrei beherrschbar»: Flughafen Zürich.

# Lärmschutz statt Sicherheit

Beim Flughafen Zürich kommt es immer wieder zu Fast-Zusammenstößen und schweren Zwischenfällen bei Starts und Landungen. Kann sich der Passagier noch sicher fühlen? Die Antworten beruhigen kaum.

Von Alex Reichmuth

Im April 2014 starteten auf dem amerikanischen Flughafen Newark gleichzeitig eine Embraer-Maschine und eine Boeing 737 auf Pisten, die sich kreuzen. Die beiden Maschinen krachten beinahe ineinander. Schon zuvor war es auf dem Flughafen bei New York wegen des Pistenkreuzes mehrfach zu Fastkollisionen gekommen. Der Flughafen handelte und stellte prompt das Verkehrsregime um: Es wird nun jeweils nur auf einer der beiden Pisten gestartet oder gelandet.

Am Flughafen Zürich gibt es ebenfalls ein Pistenkreuz. Im März 2011 ereignete sich dort fast ein Zusammenstoss: Ein Lotse hatte irrtümlich den Start für zwei Maschinen gleichzeitig freigegeben. Die Crew des einen Fliegers sah noch rechtzeitig, dass sich von rechts ein anderer Flugzeug näherte. Hätte sie den Start nicht sofort abgebrochen, hätte es zu einem Unfall kommen können.

Es war nicht der erste schwere Zwischenfall in Zürich: 2007 war ein abfliegendes Flugzeug in der Luft einer Maschine gefährlich nahe gekommen, die auf einer anderen Piste durchstarten musste. 2008 bekam ein Flieger die Startlaubnis, obwohl auf der kreuzenden Piste gerade ein anderer Flieger zur Landung ansetzte. 2010 rasten zwei startende Flugzeuge gleichzeitig auf das Pistenkreuz zu: Die Crew der einen Maschine hatte die Startfreigabe für die andere auf den eigenen Flieger bezogen.

## Fluglotse vor Gericht

Seit dem Jahr 2000 ereignete sich am Flughafen im Schnitt fast jedes Jahr ein Zwischenfall, der so schwer war, dass die Schweizerische Unfalluntersuchungsstelle (Sust) eine Untersuchung einleitete. Dazu gab es jährlich zum Teil Dutzende weiterer Zwischenfälle, bei denen die Minimalabstände zwi-

schen Fliegern am Boden oder in der Luft unterschritten wurden.

Doch anders als in New York operiert der Flughafen Zürich weiterhin mit kreuzenden Pisten. Noch immer müssen auch Flugzeuge, die vom Dock zur Startbahn oder von der Landebahn zum Dock rollen, Pisten queren. Noch immer gibt es zudem im Luftraum über

## Eine Entflechtung der Start- und Landerouten wäre technisch ohne weiteres machbar.

dem Flughafen zahlreiche Kreuzungspunkte, wo Flieger ineinanderkrachen können. Die Gefahren werden also weiterhin in Kauf genommen. Dafür steht ein Fluglotse vor Gericht. Er sass bei der Fastkollision von 2011 im Kontrollturm und wird beschuldigt, die ge-

fährliche Situation durch eine falsche Anweisung herbeigeführt zu haben. Ob der Lotse verurteilt wird, ist noch offen. Das Bezirksgericht Bülach vertagte im Dezember 2014 den Prozess.

Abgeschlossen ist aber der Bericht der Sust zur Fastkollision von 2011. In diesem Bericht wurde unter anderem die Situation am Flughafen Zürich mit der an anderen europäischen Flughäfen mit kreuzenden Pisten verglichen, insbesondere Amsterdam, Hamburg und Kopenhagen. Resultat: In Amsterdam und Hamburg werden die kreuzenden Pisten nur zu einem Prozent der Betriebszeit eingesetzt, in Kopenhagen nur zu drei Prozent. Der Flughafen Zürich operiert jedoch zu 73 Prozent der Betriebszeit mit dem Pistenkreuz. Andere Flughäfen greifen also lediglich im Notfall auf kreuzende Pisten zurück. In Zürich ist es hingegen der Normalfall.

### Sofort eine Schlaufe

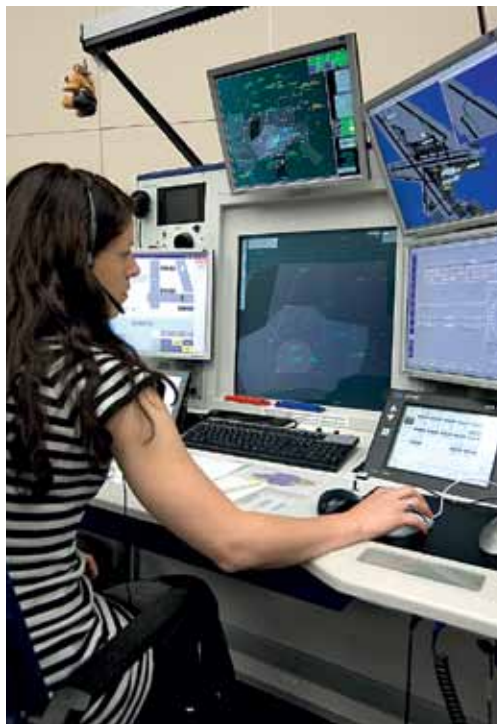
Zwar wäre die Entflechtung der Start- und Landerouten in Zürich technisch ohne weiteres machbar. Doch dem stehen politische Vorgaben entgegen. Weil der Kampf um die Verteilung des Lärms rund um den Flughafen Zürich mit sehr harten Bandagen geführt wird, muss der Flughafen zahlreiche Auflagen bezüglich Pistenbenutzung und An- und Abflugrouten hinnehmen, die der Sicherheit nicht förderlich sind. Insbesondere die Schonung der Gebiete im angrenzenden Süddeutschland sowie der dichtbesiedelten Gebiete südlich des Flughafens führt zu starren Regeln. So muss der Flughafen oft mit den kreuzenden Pisten operieren, um süddeutsches Gebiet lärmässig zu entlasten. Und Flugzeuge, die auf Piste 16 gegen Süden starten, müssen in der Luft meist sofort eine Schlaufe gegen links fliegen, das Flughafengelände in geringer Höhe überfliegen. Dabei queren sie andere An- und Abflugrouten.

Weil der Verkehr am Flughafen Zürich tendenziell zunimmt, stehen die Fluglotsen unter steigendem Druck, keine Fehler zu begehen. Letztes Jahr wurden in Zürich 25,5 Millionen Passagiere gezählt, 2,5 Prozent mehr als im Jahr zuvor. Alle wollen rechtzeitig ankommen oder abfliegen. Gemäss dem Flughafen Zürich ist man in Spitzenstunden längst an der Kapazitätsgrenze angelangt. Die Pünktlichkeit hat wegen der vielen Einschränkungen für Starts und Landungen bereits deutlich gelitten. Laut Flughafensprecherin Sonja Zöchling ist Zürich letztes Jahr in der Pünktlichkeitsrangliste der europäischen Flughäfen aus dem ersten Drittel gefallen. Auf welchen Rang, konnte Zöchling nicht sagen.

Peter Schmid, Vorstandsmitglied des Pilotenverbandes Aeropers, spricht von einer «extrem hohen Komplexität» und einem «starren Korsett», was das An- und Abflugregime in Zürich angeht. Er sieht die Sicherheit zwar nicht

direkt in Gefahr, redet aber von einem hohen Druck auf die Piloten, auf den vorgegebenen Routen zu bleiben. «Wenn ein Kapitän aus Sicherheitsgründen von den Vorgaben abweicht, kommt er schnell in Erklärungsnotstand», so Schmid. «Er muss dann gute Gründe für sein Handeln anführen können.»

Die Fluglotsengewerkschaft Aerocontrol warnt schon seit Jahren vor den Gefahren. «Es zeigt sich, dass das komplexe Flugsicherungssystem am Flughafen Zürich offenbar nicht mehr fehlerfrei beherrschbar ist», schrieb Aerocontrol nach der Fastkollision 2011. Dieser Vorfall sei «hauptsächlich auf eine zu hohe Komplexität bei zu wenig Fehlertoleranz im täglichen Flugbetrieb zurückzuführen», doppelte die Gewerkschaft 2012 nach. Und nach Vorliegen einer Sicherheitsüberprüfung durch



Steigender Druck: Skyguide-Mitarbeiterin.

das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl) vor zwei Jahren hielt Aerocontrol fest, der Bericht zeige, «dass das heutige System nicht nach dem Grundsatz <Safety first> betrieben wird».

### «Ein Gefahrenmoment»

Der Flughafen und das Bazl beteuern, das An- und Abflugregime sei zwar komplex, aber genügend sicher. «Der Flughafen ist zertifiziert, und er wird heute ausreichend sicher betrieben», steht etwa in besagtem Bericht des Bazl. Passagen in einem Bericht der Schweizerischen Sicherheitsuntersuchungsstelle von 2012 lassen allerdings Zweifel aufkommen, ob die Sicherheit am Flughafen wirklich oberste Priorität hat. Die «erhöhte Komplexität» wegen der Lärmverteilung stelle «ein Gefahrenmoment» dar, liest man hier. Und weiter: «Zusammengefasst entsteht der Eindruck, dass die bisher vorgenommene Verbesserung

des Betriebs [...] nur punktuell Risiken zu eliminieren vermag.» Das «ständige Auftauchen neuer Problemfelder» deute darauf hin, «dass das Gesamtsystem des Flughafens Zürich gegenwärtig auf eine Art betrieben wird, die weitere systeminhärente Risiken birgt».

## Der harte Kampf um die Verteilung des Fluglärms ist der Sicherheit nicht förderlich.

Flughafenseits weist man darauf hin, durch zahlreiche Massnahmen den Flugbetrieb sicherer zu machen oder bereits sicherer gemacht zu haben. Sprecherin Sonja Zöchling erwähnt etwa die angestrebte Entflechtung des Ost-Konzepts, mit der Kreuzungen der An- und Abflugwege eliminiert werden sollen. Zudem seien sogenannte Messflüge grösstenteils in die Nachtstunden verlegt worden, um die Belastung während der Spitzenzeiten zu reduzieren. Weiter solle in Zukunft die Piste 28 von Flugzeugen, die vom Dock kommen oder dorthin wollen, vermehrt umrollt statt überquert werden.

### Politische Vorgaben bremsen

Für Mario Winiger, Präsident von Aerocontrol, ist das alles viel zu wenig. «Vor zwei Jahren kam der Bericht des Bazl, der die wesentlichen Risiken aufgelistet hat», betont er. «Doch wir funktionieren immer noch nach dem gleichen System wie vorher.» Darum müssten die Fluglotsen bei fast achtzig Prozent aller Bewegungen Kurskorrekturen anordnen, um schwere Vorfälle zu verhindern – was unhaltbar häufig sei. Es müsse sofort etwas geschehen, um die Sicherheit zu verbessern, mahnt Winiger. «Die Verfahren für einen veränderten Flugbetrieb dauern mehrere Jahre», hält Sonja Zöchling vom Flughafen entgegen. Support für rasche Änderungen kommt aber von der Firma Skyguide, die mit der Flugsicherung beauftragt ist. «Eine unserer zentralen Forderungen ist, dass bei Südstarts länger geradeaus geflogen werden kann, womit gefährliche Kreuzungspunkte vermieden würden», sagt Skyguide-Sprecher Vladi Barrosa. «Doch der Flughafen hat uns in dieser Forderung leider nicht unterstützt.» Darauf angesprochen, meint Flughafensprecherin Zöchling, für ein solches Geradeausfliegen bei Südstarts fehlten die Grundlagen. «Der Kanton Zürich, mit einem Drittelsanteil unser grösster Aktionär, hat sich ja bereits dezidiert dagegen ausgesprochen.»

Die politischen Vorgaben, die aus dem Lärmstreit resultieren, stehen also einer Vereinfachung des An- und Abflugregimes im Weg. Als Flugpassagier muss man darauf vertrauen, dass trotz aller Einschränkungen die Sicherheit wie behauptet ausreichend ist. Ein mulmiges Gefühl bleibt. ○

# Den Konservativen sei Dank

Die liberalen Sieger prägen die Geschichte des Schweizer Bundesstaats bis heute. Dabei wird verdrängt, dass der direktdemokratische Staatsaufbau wesentlich von Katholiken und Sozialisten gefördert wurde.  
Von René Roca



*Naturrechtlich begründete Volkssouveränität:* Landsgemeinde in Hundwil, Appenzell Ausserrhoden, 1933.

In der Schweiz haben die Bürgerinnen und Bürger die Demokratie in den letzten 200 Jahren zu einem weltweit einmaligen Modell entwickelt. Die direkte Demokratie ist fester Bestandteil der politischen Kultur und das Fundament für den wirtschaftlichen Erfolg. Diese Fakten müssten Grund genug sein, in Entstehung und Entwicklung der direkten Demokratie ein gewichtiges Forschungsthema der schweizerischen Geschichtswissenschaft zu sehen. Dem ist aber nicht so. Obwohl in den letzten Jahren mit einigen Detailstudien die Erforschung der direkten Demokratie in der Schweiz gefördert wurde, liegen viele Forschungsfelder brach.

Was ist der Grund für diese Misere? Zweifellos hat dieser Zustand mit dem Paradigmenwechsel zu tun, der sich in den 1970er und 1980er Jahren in der Geschichtswissenschaft vollzog. Gewisse Historikerkreise forcierten eine *histoire totale*, das heisst, sie unternahmen

den Versuch, die Geschichte multiperspektivisch zu betrachten und besonders die Sozial-, Wirtschafts- und Mentalitätsgeschichte in den Mittelpunkt zu rücken. Die so forcierte Öffnung der Disziplin erreichte oft das Gegenteil, nämlich eine ideologische Verengung. Das wird auch heute weiter gepflegt. Anstatt politische Geschichte und Ideengeschichte mit einzubeziehen, versteigt man sich in postmoderne Theorien, die keine Erkenntnisgewinne bringen. Die direkte Demokratie wird dabei entweder verhöhnt, oder man verharrt in alten Denkmustern, da seriöse Forschungen fehlen. Höchst problematisch ist, dass heutzutage namhafte Vertreter des postulierten Paradigmenwechsels diverse Lehrstühle besetzen und jegliche Versuche blockieren, die Historiografie aus dieser Sackgasse zu führen. Ein eigentlicher Lehrstuhl für Schweizer Geschichte existiert nicht mehr. Gerade die

direkte Demokratie benötigt aber historisches Wissen, um deren Wert bewusst zu machen und sie weiterentwickeln zu können.

## Theorie der direkten Demokratie

Die direkte Demokratie in der Schweiz entwickelte sich im 19. Jahrhundert sehr unterschiedlich, aber immer von unten nach oben, also aufbauend auf den politischen Gemeinden über die jeweilige Kantons- bis hin zur Bundesebene. Tragend in diesem Prozess waren die theoretischen Elemente des Genossenschaftsprinzips, des christlichen und modernen Naturrechts sowie der Volkssouveränität.

Wieder der Name der «Eidgenossenschaft» schon andeutet, geniesst das genossenschaftliche Prinzip in der Schweiz eine lange Tradition. Es beinhaltet eine gemeinschaftsbildende und integrierende Kraft, ohne die eine Willensnation Schweiz nicht hätte entstehen können.

Das christliche Naturrecht erhielt durch die spanische Schule von Salamanca im 16. Jahrhundert ein personales Fundament. Sie betonte die angeborene Gleichheit und die natürliche Freiheit des Menschen sowie seine gemeinschaftsbildende Sozialnatur. Die europäische Aufklärung des 18. Jahrhunderts entwickelte auf dieser Basis das moderne Naturrecht, das auch in der Schweiz rege diskutiert wurde, etwa in der sogenannten Westschweizer Naturrechtsschule.

Der Genfer Jean-Jacques Rousseau beschrieb in seinem «Gesellschaftsvertrag» die Idee einer naturrechtlich begründeten Volkssouveränität. Seine Überlegungen waren zentral, um direktdemokratische Instrumente zu entwickeln. Auf dieser theoretischen Grundlage schufen in der Schweiz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ländliche Volksbewegungen die ersten direktdemokratischen Volksrechte. Sie setzten diese gegen teilweise sehr heftigen, vornehmlich liberalen Widerstand durch. Dies zeigen diverse kantonale Beispiele.

### Ganz im Sinne Rousseaus

In Baselland forcierten liberale Kreise ab 1830 die demokratische Entwicklung. Sie vertraten als kleine liberale Führungsschicht das Prinzip der Repräsentation. Die Volkssouveränität sollte sich in der Wahl der Legislative erschöpfen und nicht durch weitere Volksrechte konkretisiert werden. Schnell formierte sich dagegen eine Opposition aus der ländlichen Bevölkerung, die sogenannten «Bewegungsleute». Diese waren radikal denkende Freisinnige, die aus jakobinisch-frühsozialistischer Überzeugung für weitergehende Volksrechte eintraten. Sie setzten sich besonders für eine Vorform des heutigen fakultativen Referendums ein, das Gesetzesveto. Im Zuge der Trennung von Basel-Stadt verbuchten die «Bewegungsleute» bald einen ersten Erfolg. 1832 gab sich Baselland die erste, eigenständige Verfassung und verankerte darin das Gesetzesveto. Die ersten politischen Erfahrungen waren gut. In den kommenden Jahrzehnten wurde die direkte Demokratie – wie in anderen Kantonen auch – gezielt weiterentwickelt. So baute man das Veto zu einem obligatorischen Referendum aus. Damit konnte die Bevölkerung – ganz im Sinne Rousseaus – über jedes Gesetz befinden.

Der Kanton Luzern hatte 1831 erstmals eine Verfassung per Volksabstimmung angenommen. Die 31er Verfassung war primär ein Produkt liberaler Kreise und war dank ihres demokratischen Charakters ein grosser Fortschritt. Die Demokratie war aber eine repräsentative, das heisst, abgesehen von Wahlen gab es für die Bevölkerung keine Möglichkeit, die Politik aktiv mitzugestalten. Die Katholisch-Konservativen, auch «ländliche Demokraten» genannt, hatten eine andere Vorstellung von Volkssouveränität. Sie wollten der Bevölkerung viel mehr Mitsprache sichern. Um das zu errei-



«Gesellschaftsvertrag»: Rousseau.

chen, formierte sich eine ländliche Volksbewegung. Nach einer intensiven politischen Debatte drängten die «ländlichen Demokraten» 1841 auf eine Totalrevision der Verfassung. Die katholisch-konservativ geprägte sogenannte «Siebzehnerkommission», welche die Aufgabe hatte, eine neue Verfassung vorzubereiten, erläuterte zum ersten Verfassungsparagrafen:

«Es wird ausgesprochen, dass der Freistaat nicht etwa bloss ein demokratisch-repräsentativer, sondern ein demokratischer sei. Im demokratischen Staate ist der Volkswille, die wahre öffentliche Meinung, die sich nur vor Gott, der Religion und der Gerechtigkeit beugt, das höchste Gesetz; im demokratisch-repräsentativen Staate hingegen wird der Wille des Volks an die Stellvertreter desselben abgetreten, und es bleibt dem Volke selbst nur der Schatten der eigentlichen Souveränität.»

### Die Frühsozialisten waren Föderalisten

Die Luzerner Bevölkerung nahm noch im selben Jahr die Verfassung mittels einer Volksabstimmung an. Die neue Verfassung stellte einen Meilenstein für die weitere Entwicklung der direkten Demokratie dar. Entscheidend war die Einführung von Volksrechten: die Volksinitiative auf Total- oder Partialrevision der Verfassung, das obligatorische Verfassungsreferendum sowie das Gesetzesveto. Nirgendwo sonst in der Schweiz besass damals eine Bevölkerung so viel politische Macht. Der einige Jahre später einsetzende Sonderbundskrieg machte zwar einiges wieder zunichte, doch die Durchsetzung der direkten Demokratie auf kantonaler Ebene konnte nicht mehr aufgehoben werden.

Oskar Vasella, ein katholischer Schweizer Historiker, der von seinen Fachkollegen ignoriert wurde, schrieb in seinem Essay «Zur histo-

rischen Würdigung des Sonderbunds» zutreffend, dass gerade in der Beurteilung des katholischen Konservatismus «eine grössere Freiheit im geschichtlichen Denken» nötig sei, um die Vorgeschichte der Bundesstaatsgründung wahrheitsgetreuer darzustellen. Dasselbe gilt auch für die Bedeutung des Frühsozialismus. Die Frühsozialisten waren zumeist Föderalisten und traten für ein dezentrales politisches System und für mehr Volksrechte ein. Die später sich formierende linke Bewegung übernahm zumeist die marxistische Ideo-

### Die Sieger des Sonderbundskriegs mussten lernen, ihren Dünkel gegenüber dem «Volk» abzulegen.

logie, die zentralistisch ausgerichtet war und deren Menschenbild nicht mehr naturrechtlich, sondern klassenkämpferisch fundiert war.

Die Katholisch-Konservativen und die Frühsozialisten gehören zu den politischen Verlierern in der Schweiz. Sie haben aber die Geschichte des Bundesstaates ebenso geprägt wie die Liberalen. Die Sieger des Sonderbundskriegs mussten einen langen Lernprozess durchstehen, bis sie die direkte Demokratie akzeptierten und ihren Dünkel gegenüber dem «Volk» ablegten. Die Schweiz wäre kein föderalistisches und direktdemokratisches Staatswesen geworden, wenn sich die liberalen, antiklerikalen und zum Teil auch zentralistischen Elemente widerstandslos durchgesetzt hätten. Die liberale Sieger-Geschichtsschreibung muss dringend korrigiert werden.

René Roca ist promovierter Historiker, Gymnasiallehrer und Leiter des Forschungsinstituts direkte Demokratie ([www.fidd.ch](http://www.fidd.ch)).

### Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Erbschaftssteuer**  
Sie bedroht KMU und bringt Arbeitsplätze in Gefahr
- **Neue Billag-Mediensteuer**  
Die SRG kassiert ab – auch wenn es gar keine Zuschauer gibt
- **Gotthard-Strassentunnel**  
Der Bau einer Sanierungsrohre ist aus Sicherheitsgründen notwendig

[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)

# Das Schweigen der anderen

Muslime sehen im Attentat von Kopenhagen keinen Missbrauch ihrer Religion. Wie sonst ist das Schweigen zu deuten, das bei «Beleidigungen Mohammeds» heftigen Protesten weicht? Nun haben ein paar islamische Intellektuelle der Stille in den eigenen Reihen den Kampf angesagt. Mit erhellenden Worten. *Von Urs Gehriger*

Wie sich doch die Bilder ähneln! Noch ein Anschlag auf die Meinungsfreiheit. Noch ein Angriff auf die Juden. Wieder ein muslimischer «Sohn aus unserer Mitte» als Täter. Wieder Bestürzung. Wieder eine Trauerfeier. Allerdings waren's nicht ganz die vier Millionen von Paris, schlichte 40 000 zündeten in Kopenhagen Kerzen an. Und auch keine Staatschefs der freien Welt waren gekommen. Hat sich etwa bereits Traueroutine eingeschlichen? Oder ist Europas Elite bloss protestmarschmüde?

Ein Gutes lässt sich der Trauerinflation immerhin abgewinnen: Das Schweigen der anderen drängt sich nicht so peinlich auf. Denn es hat ihn auch diesmal nicht gegeben, den Millionen-Muslime-Marsch gegen den blutigen Missbrauch des Islams, nicht einmal ein Muckser auf einem Strässchen zwischen Rabat und Rawalpindi war zu vernehmen.

Ach ja, Muslimführer haben auch dieses Attentat auf einen Regisseur und einen jüdischen Synagogenwächter verurteilt. Die Islamische Religiöse Gemeinschaft, eine muslimische Dachorganisation in Dänemark, bezeichnete den Anschlag als «falsche Handlung» und rief gleichzeitig die dänischen Behörden auf, «ihre Solidarität mit allen zu zeigen, Muslime inklusive, die zweifellos die nächsten Opfer im täglichen Leben sein werden».

## Fehlende Autorität im Islam

Etwas dürr, nicht? Darf man die Frage nach einem kleinen, diskreten Protestchen wagen?

«Wir müssen uns nicht rechtfertigen», sagen Muslime im persönlichen Umfeld schulterzuckend. «Wir sind keine Terroristen.» «Die Extremisten sind eine klitzekleine Minderheit und wir, die Mehrheit der Muslime, haben nichts mit Terror am Hut, wozu oder wogegen also sollen wir demonstrieren?»

Mamoun Fandy, ägyptischer Intellektueller, gibt Antwort: «Es reicht nicht, wenn hundert Denker, ein Schriftsteller, zehn Staatschefs und Könige verurteilen, was geschieht.» Muslime stünden nach Paris und Kopenhagen besonders in der Pflicht. «Der Westen und die Nichtmuslime werden nie glauben, dass wir gegen Terror sind, ausser eine immense und wütende Masse an Menschen strömt auf die Strassen, wie die Massen, welche gegen die Mohammed-Karikaturen demonstriert haben», so Fandy in der in London gedruckten arabischen Tageszeitung *Asharq al-Awsat*.\*

Ambivalenz durchzieht die muslimischen Gesellschaften. Sie sind tief gespalten darüber, was authentischer Islam heute bedeutet. Muslime haben keinen Vatikan, keine religiöse Autorität, die für die Gemeinschaft aller Muslime Gültigkeit beanspruchen könnte. Die Gläubigen teilen sich nicht bloss in Sunniten und Schiiten, welche sich vielerorts bis aufs Blut bekämpfen. Besonders unter Sunniten ist der Richtungskampf entbrannt. Der puritanische Salafismus und der in Saudi-Arabien beheimatete Wahhabismus tragen zur Radikalisierung rund um den Globus bei (siehe Artikel zum Wahhabismus, Seite 42).

«Frankreich befindet sich im Krieg gegen den radikalen Islam, aber nicht gegen den Islam», sagte Frankreichs Premier Manuel Valls

nach den Pariser Anschlägen. «Dies ist ein Konflikt zwischen den Hauptwerten unserer Gesellschaft und gewalttätigen Extremisten», erklärt jetzt auch Dänemarks Regierungschefin Helle Thorning-Schmidt. Hier die überwältigende Masse der Muslime, dort ein paar irregeleitete Terroristen – wenn sich die Welt bloss so einfach in Schwarz und Weiss einteilen liesse.

Extremismus keimt nicht in einem vergifteten Biotop am Gesellschaftsrand. Abd al-Rahman al-Raschid, ehemaliger Direktor des Nachrichtensenders al-Arabiya, nimmt kein Blatt vor den Mund: «Die Geschichte des Extremismus beginnt in den muslimischen Gesellschaften, und es ist mit deren Unterstützung und Schweigen, dass der Extremismus



«Falsche Handlung»: Trauerkundgebung vom 14. Februar in Kopenhagen.



zum Terror ausgewachsen ist, der Menschen weltweit tötet», kommentierte er die Pariser Anschläge. «Es ist von keinem Wert, dass Franzosen, welche Opfer sind, auf die Strassen strömen. Die muslimischen Gesellschaften müssen sich der Pariser Verbrechen und des islamischen Extremismus grundsätzlich entledigen.»

### Kampfansage an die Ideologie

Einkehr, Katharsis, theologische Revolution, nicht weniger fordert Ägyptens Präsident Abdel Fattah al-Sisi. Wie kein arabischer Potentat vor ihm hält er den Finger mitten in die Wunde. «Das Werk der islamischen Texte und Ideen, die wir über die Jahrhunderte als heilig erklärt haben, erzürnt die gesamte Welt», konstatierte Sisi in einer Rede zum Geburtstag des Propheten Mohammed am Neujahrstag. «Die islamische Weltgemeinschaft [Umma] wird zerrissen, zerstört und ist verloren – durch unsere eigenen Hände.»

Sisis Worte waren eine Kampfansage an die religiös unterfütterte Ideologie der Islamisten, die in Ägypten auch nach dem Verbot der Muslimbrüder Anhänger hat und im ganzen

Nahen Osten Zulauf findet. «Wir brauchen eine religiöse Revolution», schmettete er den Gelehrten der Al-Azhar-Universität, der höchsten Instanz des sunnitischen Islam, ins Gesicht. «Und Sie, die Imame, sind dafür verantwortlich. Die gesamte Welt wartet auf Ihren nächsten Schritt.»

Sisi seinerseits schritt Anfang Woche beispielhaft voran. Nach der Köpfung von 21 ägyptischen Kopten durch den Islamischen Staat an der Küste nahe der libyschen Haupt-

### Die Hauptgefahr für die offenen Gesellschaften des Westens ist die Ambivalenz unter Muslimen.

stadt Tripolis ging er persönlich auf Kondolenzbesuch bei christlichen Würdenträgern. Und lancierte ein Luftbombardement gegen IS-Stellungen im Nachbarland, wo nach dem Sturz des «verrückten» Gaddafi, militärisch orchestriert durch Taktmeister Barack Obama, das Chaos regiert und nun der IS aufmarschiert – gut hundert Seemeilen vor der italienischen Küste.

Die Hauptgefahr für die offenen Gesellschaften des Westens sind indessen nicht die IS-Henker und die ihr nacheifernden Attentäter, so grauenhaft deren Taten sein mögen. Gefährlicher ist die Ambivalenz unter Muslimen gegenüber dem Dschihadphänomen.

Der saudische Kolumnist Ali al-Sharimi nennt die stillen Dulder die «Ja-aber-Gang». «Diese Gang hat keine Farbe, keinen Geschmack, keinen Geruch – denn während sie vorgibt, Terror nicht zu unterstützen, erfindet sie ekelhafte Rechtfertigungen dafür, sie legitimiert ihn in Gedanken, besonders vor dem einfachen Volk», schreibt er in der saudischen Tageszeitung *al-Watan*. «Wer den Terror nur halbherzig verdammt, fördert ihn», bringt er seine Gesellschaftskritik auf den Punkt.

### «Vermutungen» zur Schweiz

Die «Ja-aber-Gang» bevölkert nicht bloss den Maghreb und das Morgenland. Sie wohnt in den muslimischen Ballungszentren von Paris, Brüssel, London, Berlin, Madrid. Die Problemzone beginnt dort, wo die Religion über die Verfassung gestellt wird, wo Werte wie Toleranz und Meinungsfreiheit verworfen werden und der radikale Glaube als Fundament fürs Leben – privat und öffentlich – gelegt wird.

«Religiöser Fundamentalismus unter westeuropäischen Muslimen stellt kein Randphänomen dar», kommt eine Studie des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB) in sechs europäischen Ländern zum Schluss. Zwei Drittel der befragten Muslime halten demnach religiöse Gesetze für wichtiger als die Gesetze des Landes, in dem sie leben. Drei Viertel von ihnen finden, es gebe nur eine mögliche Auslegung des Korans. Fast 60 Prozent der befragten Muslime finden, dass die Angehörigen ihrer Religion zu den Wurzeln des Islam zurückkehren sollen. Die Daten wurden 2008 erhoben, ausschliesslich unter Marokkanern und Türken. Eine vergleichbare, länder übergreifende Studie neueren Datums gibt es nicht.

Und die Muslime in der Schweiz, wie fundamentalistisch denken sie? «Ich nehme an, weniger extrem», sagt WZB-Studienleiter Ruud Koopmans. Über die Hälfte der Muslime in der Schweiz stamme aus dem Balkan, wo eine moderate Religionsauffassung vorherrsche. «Aber das sind Vermutungen.» Es gibt Studien zu Quecksilber im Boden, zu Steinbockpopulationen, auch der Rassismuspegel wird im Auftrag des Bundesrats regelmässig gemessen, die Gesinnung der muslimischen Schweizer hingegen gleicht einer Dunkelkammer. Die Behörden scheint's nicht sonderlich zu interessieren. Mit der Gedankenwelt der Muslime halten sie es wie die Muslime mit Protestmärschen gegen den Terror: wegschauen und schweigen.

\* Quelle sämtlicher Zeitungszitate: [www.memri.org](http://www.memri.org), Portal des Middle East Media Research Institute, einer Organisation zur Beobachtung islamischer Medien des Nahen Ostens



«Religiöse Revolution»: Präsident al-Sisi.

# Das Erbe des Scheichs

Der Alleinbesitz der Wahrheit gilt gemeinhin als Definition des Sektierertums. In Saudi-Arabien ist er das Markenzeichen der wahhabitischen Staatsreligion. Gewaltbereiten Extremisten in aller Welt dient die rigide Ideologie heute als Grundlage. Wer war der Mann, der sie entworfen hat? Teil 1/2. Von Georg Brunold

Mohammed ibn Abd al-Wahhab, Spross einer angesehenen Familie islamischer Rechtsgelehrter, erblickt 1702/03 in Uyaina unweit von Riad das blendende Licht seiner Welt. Seine Karriere nimmt er als einer jener Studienabbrecher in Angriff, die sich mit allen und allem anlegen. Das ist nicht unbedingt ein moderner, aber auch kein konservativer Zug. Ibn Humaid, Mufti in Mekka, spricht von einem armseligen Studenten, arrogant und trotzig seinen Lehrern gegenüber. Bald zieht es ihn von der Arabischen Halbinsel weg, zuerst in das osmanische Sündenbabel Basra, wo er mit einem Predigtgewitter gegen Wein, Weib, Gesang, Tabak, Parfüm und Blumentöpfe Missfallen erweckt und an bessere Plätze vertrieben wird: In Bagdad ehelicht er eine begüterte Frau. Mit ihr zieht er in seine Heimat zurück, um seinen angehenden Weltbestseller «Kitab al-Tauhid», das «Buch der Einheit», zu schreiben.

Dieses Manifest handelt von der einfachen Natur Gottes und seiner Offenbarung, zu deren Reinigung der Autor sich erwählt sieht. Sein liebster Stoff sind *shirk*, *bida*, *kufr* und *kafir*: Aberglauben, Häresie, Unglauben und der Ungläubige. Ibn Abd al-Wahhabs Schlachtruf erschallt nicht nur gegen allerart Magie, Wahrsagerei zumal, nicht nur gegen Götzendienst und den Glauben an die zahllosen arabischen Dämonen, sondern ebenso gegen Heiligenverehrung, Gräber und Geburtstage eingeschlossen. Er verwirft nicht nur alle Einflüsse aus nicht-islamischen Quellen, sondern jede Gelehrsamkeit schlechthin, auch die grosse theologische Tradition des Islam und die Jurisprudenz von dessen Rechtsschulen.

## Reine Lehre der Vorfäter

Den heiligen Text des Korans, der keiner Interpretation bedarf, da er en bloc vom Himmel gesandt ist, ergänzt allein der Hadith, das umfangreiche – hinsichtlich Authentizität in vielem kontroverse – Korpus der überlieferten Aussprüche des Propheten. Das «Kitab al-Tauhid» doziert die Urform des Salafismus, angeblich die reine Lehre der Vorfäter (*salaf* heisst Vorfahre), die sich von aller übrigen ererbten Kultur lossagen will. Tabula rasa, Neubeginn, Reformation im radikalen Wortsinn. In Abhängigkeit zur Aussenwelt werden sich Ibn Abd al-Wahhabs Erben erst 150 Jahre später wieder begeben, wenn die Ausbeutung ihrer Bodenschätze westliche Technologie erfordert und sie angesichts der Bedrohungen durch Saddam Hussein nach US-Truppen rufen.

Die Gefolgschaft Ibn Abd al-Wahhabs – oder des Scheichs, wie sie diesen knapp bezeichnet – wird anderswo als die Sekte der Wahhabiten bekannt; selber nennen sie sich «Muwahhidun», wiederzugeben schlicht mit «Monotheisten». Der Salafismus, unter dessen Etikett der Wahhabismus vom modernen Saudi-Arabien aus dereinst die Welt erobern soll, wird ein breites Spektrum von Strömungen umfassen, vom Gewalt ablehnenden Pietismus der indischen

## «Auf sie soll kommen Zorn von Allah, und ihnen soll sein schwere Strafe.»

Tablighi über die saudische Staatsreligion hin zum Dschihadismus von al-Qaida und des Islamischen Staates im Irak und der Levante (Isil).

Vor allem ein Element des Wahhabismus trägt den Keim seiner militanten Tendenzen: Der Scheich, der in seinem Buch zahlreiche Beispiele dafür gibt, ermächtigt seine Gemeinschaft zum *takfir*, was so viel bedeutet, wie einen Anhänger einer anderen islamischen Strömung zum *kafir*, zum Ungläubigen, zu erklären. Ein zum *kafir* erklärter Muslim hat als Abtrünniger oder Apostat laut Koran Vergebung verwirkt. «Auf sie», so die Übersetzung Max Hennings, «soll kommen Zorn von Allah, und ihnen soll sein schwere Strafe», die der Koran allerdings nicht spezifiziert und nach vorherrschender Lesart dem jüngsten Gericht überlässt. Der Hadith dagegen bedroht den Apostaten mit der Todesstrafe. Er verliert jedes Recht auf den Schutz eines Gläubigen, ist als Vogelfreier zum Abschluss freigegeben.

Abd al-Wahhab, der Vater, missbilligt die Lehre des Sohnes, weshalb dieser bis zu dessen Tod 1740 zu warten hat, bevor er mit 37 Jahren in seiner Heimat öffentlich zu predigen beginnt. Selber ein Häretiker in allen religiösen Lagern seiner Zeitgenossen, bleibt ihm damit Zeit genug, sich zum Dogmatiker intolerantesten Schlags zu mausern. Eine unstimmgige Laufbahn ist das nicht, und er wird sie noch 52 Jahre lang fortsetzen. Seine grosse Stunde kommt vier Jahre später, 1744, und mit ihr sein Eintritt in die Weltpolitik des antiimperialen Befreiungskampfes. Muhammad ibn Saud (1710–1765), der Emir von Diriyah, heute ein Vorort von Riad, übernimmt als Bekenntnis seines Clans die Lehre des Scheichs – und verbindet die beiden Familien durch dessen Heirat mit einer Tochter.

Mit seiner Beduinenstreitmacht unterwirft Ibn Saud in den folgenden zwanzig Jahren den Nadschd, die inneren Wüsten der Arabischen Halbinsel, wie auch Bahrain und Katar, heute der einzige Wahhabitenstaat nebst Saudi-Arabien. Im Namen des arabischen Widerstands, gewürzt mit eigenen Expansionsgelüsten, brechen die Gotteskrieger seines Sohnes 1803 im Hedschas an der Küste des Roten Meeres ein – wie Mesopotamien seit dem frühen 16. Jahrhundert ein Gebiet unter der türkischen Hoheit der Osmanensultane, die dem Scheich zufolge einen korrupten, dekadenten Islam verkörpern. Sie verwüsten in Mekka die Grosse Moschee und in Medina die Grabmoschee des Propheten – die Heiligtümer, zu deren Wächtern die Sauds sich im folgenden Jahrhundert aufschwingen werden. Die Heere Mohammed Alis und seines Sohns Ibrahim Pascha, der ägyptischen Statthalter des Sultans, benötigen sieben Jahre (1811–18), um die fulminanten Haudegen zu bändigen und deren Führer mit britischer Waffenhilfe von der Arabischen Halbinsel zu vertreiben.

## Rivalisierende Clans

Der moderne Gründerkönig Abdel-Asis ibn Saud, der 1902 seinen Clan aus dem kuwaitischen Exil nach Riad zurückbringt, hat bald begriffen, dass er nur in Zusammenarbeit mit den Briten oder den Amerikanern an die Reichtümer kommen kann, die unter dem Boden Arabiens lagern. Nicht so die rivalisierenden Clans aus Buraida und Attawiyah nördlich von Riad, die ihm das geistliche Erbe des Scheichs streitig machen und wenig von dem modernen Staat halten, der dem Pragmatiker vorschwebt. Die «Ichwan» oder Brüder, wie sich ihre Krieger nennen, liefern ihm lange Jahre Schlachten, bis er sie schliesslich 1929 bei Sibilla vernichtend schlägt. Als er 1932 das Königreich Saudi-Arabien ausruft, sind ihm die verbliebenen Rivalen durch seine multiplen Eheschliessungen verpflichtet.

Auch das Establishment seiner Geistlichen bleibt vom König abhängig, allerdings in einer für alle seine Nachfolger ungemütlichen Gegenseitigkeit. Die Al asch-Scheich, so heisst die Familie Abd al-Wahhabs, seit 1744 mit der Königsfamilie Al Saud durch ungezählte weitere Ehen und stets erneuerten arabischen Treueeid liiert, bekleidet bis heute höchste Ämter im Königreich. So von 1975 bis 2009 das Justizministerium. Das Ministerium für islamische Angelegenheiten, fromme Stiftungen,



*Keim militanter Tendenzen:* Gründerkönig Ibn Saud mit US-Präsident Roosevelt (r.), 1945.



*Ewige Schlachten:* Ibn Sauds Krieger, frühes 20. Jahrhundert.



*5000 Pilger als Geiseln:* Dschuhaiman al-Utaibi.

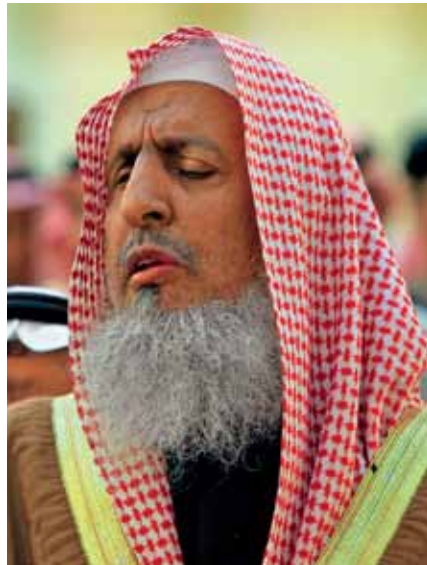
Verkündung des Islams und Orientierung ist bis im Dezember 2014 in der Hand von Saleh bin Abdel-Asis al-Scheich. Ein weiterer Spross, Abdel-Asis Bin Abdullah al-Scheich, geboren 1943 und mit siebzehn Jahren erblindet, ist Grossmufti, das heisst oberster Richter, und Präsident von Saudi-Arabiens Religionspolizei. In der arabischen Welt ist Saudi-Arabien einzigartig, was die Beteiligung des Klerus an den Staatsgeschäften angeht, vergleichbar einzig den Verhältnissen im Iran. Nicht nur die Thronfolge unterliegt der Billigung durch die Gottesgelehrten, sondern jeder königliche Gesetzeserlass. Nahezu ungeteilt ist ihre Macht über das Schulwesen und insbesondere die Universitäten, aufgebaut in den sechziger und siebziger Jahren mit dem folg samen Personal exilierter Muslimbrüder aus Ägypten und der Levante. Deren Beitrag zur Alphabetisierung des Wahhabitensreichs und zu dessen ideologischer Nachrüstung ist aus diesem nicht wegzudenken.

### Der globale Feldzug

Die rund 20 000 bis 30 000 Angehörige umfassende Königsfamilie, laut saudischem Grundgesetz von 1992 der «Kern der saudischen Gesellschaft», bildet mit der hauseigenen Geistlichkeit und dem internationalen Personal ihrer Moscheen und religiösen Lehrstätten ein explosives Gemenge, welches das gesamte politische Spektrum einschliesst, bis hin zu gewaltbereiter Dissidenz. Osama Bin Laden als Sohn des Hofbaumeisters von Gründerkönig Abdel-Asis ist nur das prominenteste Beispiel. In Saudi-Arabien kann jede Unzufriedenheit nur wiederum im Namen der reinen Lehre des Scheichs auftreten. In ihrem Namen erschießt 1975 ein Neffe König Faisal. «Ichwan» nennt sich die Gruppe um Dschuhaiman al-Utaibi, die während der Pilgerfahrt von 1979 für zwei Wochen die Grosse Moschee in Mekka in ihre Gewalt bringt und rund 5000 Pilger als Geiseln festhält. In den Augen seiner Gegner kann sich das Herrscherhaus in Riad nur dank seiner Allianz mit den USA halten. Es ist die eigentliche Zielscheibe jener fünfzehn Saudis, die sich unter den neunzehn Attentätern des 11. Septembers 2001 wiederfinden werden.

Dank den Sowjets lassen sich ab 1980 ungezähmte «Ichwan» wie Bin Laden als Mudschahedin nach Afghanistan exportieren. Im eigenen Land mit seinen Millionenstädten ist die wahhabitische Gleichschaltung gegen die Schiiten in der ölreichen Golfprovinz al-Hasa und die Sunniten anderer Zugehörigkeit im

Hedschas bereits unter Faisal (1964–1975) weit fortgeschritten. Der globale Feldzug kann folgen. Nach der Entdeckung der Ölwaﬀe, in den goldenen Jahrzehnten (1973–1993), weist die offizielle saudische Auslandhilfe einen Mittelwert von 5,5 Prozent des Bruttosozialprodukts aus, das Zehnfache des entsprechenden Haushaltanteils westlicher Industrienationen. Auf der Website von König Fahd, auf dem Saudi-Thron von 1982 bis 2005, werden dessen eigene Beiträge unter der Rubrik «Unterstützung des Islam» zu Recht als «astronomisch» bezeichnet (www.kingfahdbinabdulaziz.com). Sie umfassen 210 grössere islamische Studienzentren, mehr als 1500 Moscheen, 202 höhere Schulen und rund 2000 Grundschulen. Das Bekenntnis



Oberster Richter: Grossmufti Abdel-Asis.

der Saudis wird nicht nur in alle Welt hinausgetragen, sondern zugleich den Stipendiaten eingepaukt, die jährlich zu Tausenden aus aller Welt an Saudi-Arabiens Universitäten eingeladen werden.

Schon seit 1962 ist ein staatseigenes Missionsnetzwerk im Aufbau: die Islamische Weltliga. Zu dieser Gruppe regierungsgesteuerter NGOs gehören die International Islamic Relief Organization mit Schwerpunkten in Afrika sowie der Weltmoscheenrat, der in 31 Ländern auf allen Kontinenten Stützpunkte unterhält.

Schätzungen der gesamten staatlichen Aufwendungen für die saudische Missionstätigkeit in der Zeitspanne von 1970 bis 2005 reichen von 100 bis zu 150 Milliarden Dollar. Es handelt sich um die weltweit grösste Propagandaoperation der Nachkriegsgeschichte.

Eineinhalb Millionen ausländische Pilger könnten die saudischen Gastgeber jedes Jahr konfessionelle Toleranz lehren. Stattdessen verbarrikadieren sie sich gegen die Aussenwelt und die hausgemachte Dissidenz mit dem engstirnigsten, rückwärtsgewandtesten Bekenntnis, in welches die breiten, bunten Traditionsströme des Islam jemals gepresst wurden. In Schulbüchern für die Unterstufe halten Saudi-Arabiens Imame an der Drohung mit der Hölle fest, und dies nicht etwa gegen Kapitalverbrecher, sondern gegen arglose Muslime für Abirrung im Glauben. Die politische Führung drückt derweil panisch den Deckel auf die glühende Masse im bebenden Topf. Wer wird womit den für inneren Frieden unabdingbaren Wohlstand finanzieren, wenn eines Tages das Erdöl nicht mehr fliesst? Wie sähe es auf der Arabischen Halbinsel ohne saudische Könige aus? Ungemütliche Perspektiven allemal und Grund zu Besorgnis weltweit. ○

## Religion

# Wer ist Muslim?

## Die «Botschaft aus Amman» gibt eine vielstimmige Antwort.

«Wer ist Muslim? Ist es zulässig, einen Muslim zum Ungläubigen zu erklären? Wer entscheidet in diesen Fragen?» Die Zugehörigkeit zur Umma, der Weltgemeinschaft aller Muslime, ist für Muslime eine Frage, von der das Recht auf Leib und Leben abhängt. Im November 2004 hat König Abdullah II. von Jordanien 200 höchsten Würdenträgern aller islamischen Konfessionen diese drei Fragen vorgelegt. In der «Botschaft aus Amman» vom Juli 2005, in der diese mit einer Stimme sprechen, sind die drei Fragen beantwortet. Ihre Erklärung hat sich noch im selben Jahr die Organisation für Islamische Zusammenarbeit (OIC) mit ihren 57 Mitgliedstaaten zu eigen gemacht. Als Muslime gelten Bekennende sämtlicher traditionellen sunnitischen und schiitischen Glaubensrichtungen; acht ihrer Rechtsschulen sind namentlich aufgeführt, dazu drei weitere Bekenntnisse, darunter der Salafismus, die saudische Staatsreligion, und der Sufismus, die Tradition der islamischen Mystik. Es ist, so die Formel der Botschaft, nicht möglich, einen Anhänger dieser Glaubensrichtungen zum Ungläubigen zu erklären, wodurch er seines Rechtes auf den Schutz eines Gläubigen verlustig ginge. Als Rechtsgutachter zu den drei Fragen äussern kann sich nur ein nach den Massgaben der betreffenden Schule qualifizierter Gelehrter und Vertreter. Im kontrastreichen Kreis der Signatäre finden sich König Abdullah von Saudi-Arabien als Hüter der heiligen Stätten von Mekka und Medina, Grossajatollah Ali Chameneials Revolutionsführer des Iran, Yusuf al-Qaradawi, der in Katar exilierte ägyptische Chefintellektuelle der Muslimbrüder, sowie der Führer der Ismailiten, seine Exzellenz Karim Aga Khan IV. Die letzten drei firmieren in der «Botschaft aus Amman» zudem als Rechtsgutachter. Natürlich wird die Autorität und Legitimation der in Amman versammelten Gottesgelehrten von Dissidenten genauso in Frage gestellt wie die der politischen Führung mancher islamischer Staaten und ihrer Gesellschaften. Nicht nur das. Die gegenwärtigen, von ihren Exponenten in Amman repräsentierten Strömungen sind völlig unterschiedlichen, teils gegensätzlichen Traditionen entsprungen, und deren Spannungen werden auch durch so viel Ökumene keineswegs neutralisiert. *Georg Brunold*

# Nimm mich!

Die Peitschen und Fesseln in «Fifty Shades of Grey» sind harmlos. Das Beziehungsbild, das Roman und Verfilmung propagieren, ist es nicht.

Von Denise Bucher

Sie stösst die Tür zu seinem Büro auf, stolpert und fällt ihm vor die Füsse. Anastasia Steele, 21, Studentin, verliebt sich in Christian Grey, 27, Geschäftsmann und Multimillionär, noch bevor er ihr wieder auf die Füsse geholfen hat. So fängt der erste Teil der Verfilmung der Romantrilogie «Fifty Shades of Grey» an. Der sogenannte Sadomaso-Schocker der britischen Autorin E.L. James war ein Grossefolg. Er verkaufte sich schneller als Harry Potter und wurde in 37 Sprachen übersetzt.

Es geht darum, dass Grey die naive Anastasia zu seiner Sexsklavin erziehen will. Weil er in seiner Kindheit missbraucht wurde, kann er nur intim sein mit Frauen, wenn er sie dominiert. Anastasia, hingerissen von diesem geheimnisvollen Schönen und Reichen, willigt taumelnd ein. Er setzt einen Vertrag auf, der mehr als nur das regelt, was erlaubt ist in seinem *red room*, dem Zimmer mit den verbotenen Sexspielzeugen. Bis sie diesen Raum zum ersten Mal betreten, kommen sie einander doch näher als beabsichtigt, und dank Anastasias selbstloser Liebe beginnt Christians Herz weicher zu werden.

Die Romanze zwischen der Jungfrau und ihrem dunklen Ritter, verziert mit etwas, das sich als BDSM ausgibt (die Abkürzung für *bondage and discipline, dominance and submission, sadism and masochism*), hat Millionen bezaubert. Aber was ist so faszinierend an einer Geschichte, in der eine Frau sich vollkommen dem Willen eines Mannes unterwirft?

Die zahllosen Fan-Foren geben Aufschluss: Die meist weiblichen Fans finden es wundervoll, wie Christian aus der scheuen «Ana» eine selbstbewusste Frau formt, dass Ana den Wilden in einen braven Ehemann verwandelt. Man identifiziert sich mit ihnen: «Wir alle wollen begehrt werden. Und die Art und Weise, wie Christian sie begehrt, ist heiss!» Man findet die Sexszenen erregend und diese vertraglich geregelte und darum absolute Zweisamkeit romantisch.

Aber die Beziehung zwischen Christian Grey und Anastasia Steele ist nicht romantisch. Um seine Sklavin zu werden, muss sie ihr ganzes Leben nach seinem Wunsch einrichten: Ernährung, Kleidung, Training, Verhütung. Sie verhandelt zwar mit ihm, aber immer auf der von ihm gelegten Basis, nie aus eigenem Antrieb. Sie unterwirft sich ihm nur darum, weil sie dadurch ihre Liebe beweisen will, und nicht, weil es ihr selber Lust bereiten würde.

Die Fesselspiele und Peitschenhiebe, mit denen «Fifty Shades of Grey» sich schmückt, haben darum nichts mit BDSM zu tun. Nicht nur, dass es in der Praxis die Kombination von Reichtum und Dominanz kaum gibt. «Ich kenne keine Reichen, die dominant sind», sagt Elias Kirsche, Sexualberater und Master. «Neunzig Prozent meiner Kundinnen und Kunden – Banker, Politikerinnen, Managerinnen, Juristen, Militärs – kommen, um sich zu unterwerfen. Die wollen die Kontrolle abgeben und sich entspannen. Sie wollen auf sexueller Ebene erfahren, wie es ist, was sie anderen antun.» Der Sex-Experte vermutet, es gehe um Kompensation.

Echte BDSM-Beziehungen beruhen auf Gegenseitigkeit. Auf tiefem Vertrauen und dem Respekt vor den Grenzen beider Beteiligten. Das erklären Frauen und Männer, die BDSM ausleben. Sie beschreiben das Gefesseltwerden oder die Unterwerfung als «wunderbare Möglichkeit, wach und klar die Befreiung von Pflicht und Verantwortung zu erleben». Sie erzählen von Gefühlen der Geborgenheit, Zuneigung und Zärtlichkeit. Sie beschreiben das Ausgeliefertsein als erregend. Die dominante Person muss dazu nicht zwingend Peitschen und Intimklammern einsetzen, keine Latex- und Lederkleider tragen. Es reicht schon das Wissen, dass man die Steuerung der eigenen Lust der anderen Person überlassen muss.

Die Sexualtherapeutin Dania Schifftan vom Zentrum für interdisziplinäre Sexologie und Medizin in Zürich sagt, es sei ein Fehler, BDSM auf Unterwerfung und Schmerzen zu reduzieren: «Bei BDSM geht es um Machtspiele, also um etwas Archaisches, Normales, etwas, womit wir im Beruf und Alltag ständig konfrontiert sind.» Auch in einer Beziehung sei es normal, dass der eine der Verführer und der andere der Verführte sei. «Das ist nichts Abwegiges. Auch nicht beim Sex.»

## Totale männliche Dominanz

Der Eindruck, den die Autorin E.L. James und jetzt die Regisseurin Sam Taylor-Johnson von BDSM vermitteln, ist indes ein anderer. Die Kontrolle, die Christian über Anastasia ausübt, ist kein Ausdruck von Hingabe oder Liebe, sondern nur dafür, dass er sie zu seinem Lustobjekt degradiert. «Die Erniedrigung, die jemanden beim Sex glücklich macht, geht in einer gesunden BDSM-Beziehung nicht über das Sexuelle hinaus. Sie greift meist nicht in den Alltag über», sagt Schifftan. In «Fifty Shades of Grey» ist die männliche Dominanz total. Anastasia hat keine Identität, bis Christian Grey kommt und ihr eine gibt. Sie beginnt erst durch ihn zu existieren. Das Beziehungsbild, das Roman und Film propagieren, ist bedenklicher als alles, was in einer BDSM-Session je geschieht. ○



Jungfrau und dunkler Ritter: Szene aus «Fifty Shades of Grey».



Bietet Israel Sicherheit vor Terror? Jüdische Familie bei der Ankunft in Tel Aviv.

# Israels Masseneinwanderungsinitiative

Aus Angst vor antisemitischen Anschlägen in Europa fordert Premier Netanjahu die Juden zur Heimkehr ins Heilige Land auf. Er stösst damit die alte Diskussion über die Rolle des jüdischen Staates als Fluchtbürgern an. *Von Pierre Heumann*

«Wir erwarten euch mit offenen Armen»: Nach den Attentaten in Kopenhagen und in Paris gegen jüdische Einrichtungen hat Premierminister Benjamin Netanjahu Europas Juden aufgefordert, nach Israel auszuwandern. Es sei zu erwarten, dass diese Attentatswelle in Europa weitergehe, meinte er diese Woche, und dabei sei mit weiteren tödlichen antisemitischen Anschlägen zu rechnen. Seine Regierung bereite sich deshalb auf eine Masseneinwanderung vor und werde mit einem Notbudget die Integration der neuen Bürger aus Europa erleichtern.

Auf dem alten Kontinent geht eine neue Angst um. Anschläge und Angriffe auf Juden und jüdische Einrichtungen häufen sich. Die Vertreter jüdischer Organisationen sprechen von «Besorgnis» und «Beunruhigung». Jüdische Gemeinden investieren in Sicherheitseinrichtungen und erhöhen den Schutz ihrer

Institutionen und Mitglieder. Auf die Kopfbedeckung sei aus Selbstschutz ebenso zu verzichten wie auf das Zurschaustellen religiöser Symbole, rät man ihnen.

## Angriffe zeigen Wirkung

Die neue Angst lässt sich in Zahlen ausdrücken: In den letzten beiden Jahren sind mehrere tausend Juden aus Frankreich nach Israel übersiedelt. An die 3300 waren es im Jahr 2013, im vergangenen Jahr mehr als 7000. Für dieses Jahr rechnet die Einwanderungsbehörde mit einer weiteren Verdoppelung. Bis zu 15 000 französische Juden würden bis Ende 2015 ein neues Leben in Israel beginnen, heisst es in Jerusalem.

Die neue Sorge bedrückt auch britische Juden. So sagte kürzlich die Schauspielerinnen Maureen Lipman gegenüber Journalisten, sie trage sich mit dem Gedanken, nach Israel oder

in die USA auszuwandern – «wegen der steigenden Zahl der Angriffe auf Juden». Die gemeldeten antisemitischen Übergriffe haben in Grossbritannien von 535 im Jahr 2013 auf 1168 im vergangenen Jahr zugenommen. Die Angriffe auf Juden zeigen Wirkung. Laut einer von der EU finanzierten Umfrage zogen vor zwei

15 000 französische Juden würden bis Ende 2015 ein neues Leben in Israel beginnen, heisst es.

Jahren 29 Prozent der befragten Juden eine Auswanderung in Betracht, weil sie sich in Europa nicht sicher fühlen.\* Die Liste der Länder, in denen die Lage als besonders bedrohlich empfunden wird, ist lang: Auf ihr stehen Belgien, Frankreich, Deutschland, Ungarn, Italien, Litauen, Schweden und Grossbritannien. Heu-

te muss wohl auch Dänemark dazugezählt werden. In der Schweiz mit ihrer rund 18 000 Menschen starken jüdischen Gemeinschaft werde die Lage aufmerksam verfolgt, sagt Simon Erlanger vom Institut für Jüdisch-Christliche Forschung der Universität Luzern. Die Situation sei zwar nicht so dramatisch wie in Frankreich oder Belgien. «Aber die Stimmung ist nach den antijüdischen Drohungen des Sommers 2014 angespannter als auch schon.»

Der Rückgang der jüdischen Bevölkerung Europas seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist zwar gewaltig. Vor fünfzig Jahren lebten 3,8 Millionen Juden in Europa, heute sind es nur noch 1,4 Millionen. Ein Teil ist ausgewandert, andere wollen von ihrem Judentum nichts mehr wissen. Aber der Begriff Exodus ist eine krasse Übertreibung des aktuellen Migrationsstromes von Europa nach Israel. Im Verhältnis zur jüdischen Bevölkerung Europas ist die Zahl der Auswanderer klein. «Aus Frankreich zum Beispiel emigriert pro Jahr bloss ein Prozent der jüdischen Bevölkerung nach Israel», sagt Sergio DellaPergola, Demografieprofessor an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Es würde bei diesem Tempo hundert Jahre dauern, bis alle Juden ausgewandert wären, schätzt er.

### Ökonomische Motive

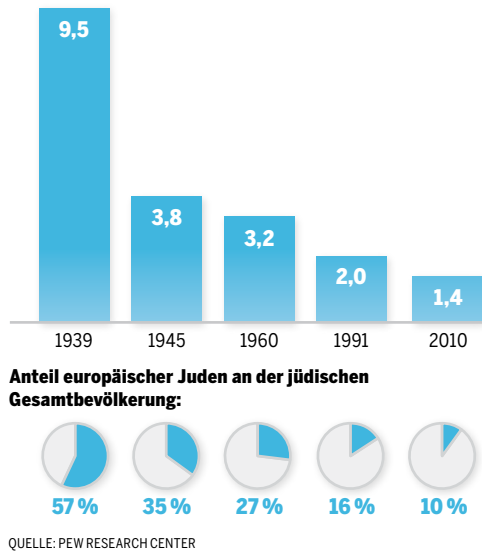
Allerdings führt nicht nur die Angst zum Wunsch nach Auswanderung. Für viele ist der Zionismus ausschlaggebend, also der Wille, im jüdischen Staat zu leben. Ins Gewicht fallen oft auch ökonomische Motive. Israels Wirtschaft wuchs 2013 um über drei Prozent, während Frankreichs Ökonomie stagniert. Wegen der hohen Arbeitslosigkeit in Frankreich könnte deshalb mancher sein Glück in der Boom-Nation Israel versuchen wollen, zumal Neueinwanderer mit zahlreichen Vergünstigungen empfangen werden, welche die Integration erleichtern sollen – vom El-Al-Ticket einfach über einen Sprachkurs bis hin zu verbilligten Wohnungsmieten und Zuschüssen aller Art. Mit dem Starter-Paket wird gleich auch der israelische Pass mitgeliefert.



Globaler Terror: Synagoge in Kopenhagen.

### Juden in Europa, seit 1939

Die jüdische Bevölkerung hat nach dem Holocaust kontinuierlich abgenommen. Bevölkerung in Millionen



Doch bietet Israel Sicherheit vor Terror? Die bittere Wahrheit sei doch, meinte einmal der in Tel Aviv lehrende Historiker Mosche Zuckermann, «dass das Leben des jüdischen Einzelmenschen nirgends auf der Welt so gefährdet ist wie gerade in Israel». Der Terror ist zudem längst globalisiert. Ob in Tel Aviv, Paris, Brüssel, Boston oder Kopenhagen: Die Strömungen im Islam, die sich weltweit am lautesten Gehör verschaffen, trafen nur so von Antisemitismus.

Israel hat sich immer schon als Einwanderungsland für Juden verstanden. Netanjahus Masseneinwanderungsinitiative ist deshalb eine Selbstverständlichkeit, ja schon fast banal. Aber vier Wochen vor den Knesset-Wahlen nutzt er die Möglichkeit, um sich als gütiger Übervater in Szene zu setzen. Damit stösst Netanjahu in der Diaspora auf Kritik. Viele empfinden seine undifferenzierte Aufforderung, nach Israel auszuwandern, als Angriff auf ihre Loyalität gegenüber ihrer Heimat.

Es sei eine Ironie der Politik, wundert sich zudem der israelische Publizist Shmuel Rosner in der *New York Times*, dass ausgerechnet Netan-



Ironie der Politik: Premier Netanjahu.

jahu, der Hardliner, der den Westen stets belehrt, man dürfe dem Terror nicht nachgeben, jetzt zur Kapitulation vor der Gewalt aufruft.

Gerügt wird auch Netanjahus historischer Vergleich mit dem Holocaust. Erneut würden Juden in Europa ermordet, weil sie Juden seien, kommentierte er den Terror von Kopenhagen. Anders als in den 1930er Jahren lehne heute kein europäischer Staat die jüdischen Bürger ab, widerspricht der französische Publizist Marek Halter. Vielmehr werden Sicherheitskräfte zum Schutz jüdischer Institutionen eingesetzt.

### Geschwächte Diaspora

Mehr als das: Nach Attacken beteuern Regierungen regelmässig ihre Solidarität mit den jüdischen Bürgern. «Frankreich ist verletzt wie Sie», wandte sich beispielsweise Regierungschef Manuel Valls nach dem Attentat auf einen jüdischen Supermarkt in Paris an die jüdischen Franzosen: «Frankreich möchte nicht, dass Sie gehen.» Bundeskanzlerin Angela Merkel zeigte sich «froh und auch dankbar, dass es wieder jüdisches Leben in Deutschland gibt». Und die dänische Premierministerin Helle Thorning-Schmidt sagte nach dem Attentat auf die Synagoge: «Wir wären nicht mehr dieselben ohne jüdische Gemeinde.»

Netanjahus Aufforderung «Kommt nach Israel» ist zudem nicht nur eine Beleidigung für Europa. Sie schwächt die Diaspora und damit die politische Lobby Israels. Deshalb sollten die Politiker in Jerusalem «auf diesen pawlowischen Reflex nach jedem Terroranschlag verzichten», fordert der Direktor der European Jewish Association, Rabbi Menachem Margolin.

Wobei allerdings Auswanderungsströme auch andersrum verlaufen können: von Israel nach Europa oder nach Nordamerika. Zwanzig bis dreissig Prozent der Einwanderer aus Frankreich kehren nach rund fünf Jahren enttäuscht nach Frankreich zurück, wissen französische Juden in Israel. Mit der Mentalität im Heiligen Land können sich viele nicht anfreunden, und Iwrit ist eine schwierige Sprache. Französische Höflichkeit kann man zudem vergessen, und die Trennung von Staat und Religion, mit der französische Juden aufgewachsen sind, ist in Israel unbekannt.

Inzwischen macht der israelische Coiffeur Schalom Koresch mit der Furcht seiner religiösen Glaubensgenossen in Europa ein Geschäft. Für diejenigen, die aus Angst vor antisemitischen Attacken keine Kopfbedeckung tragen wollen, hat er eine unsichtbare Kippa entwickelt. Sie wird als Toupet angefertigt und aufs Haar geklebt. Vor allem in Frankreich und in Belgien stosse sein Angebot auf «groses Interesse», sagt der innovative Barbier. Seinen Werbefilm hat er deshalb auch auf Französisch ins Netz gestellt.

\* [http://fra.europa.eu/sites/default/files/fra-2013-discrimination-hate-crime-against-jews-eu-member-states\\_de.pdf](http://fra.europa.eu/sites/default/files/fra-2013-discrimination-hate-crime-against-jews-eu-member-states_de.pdf)

# «Alles auf eine Karte»

Für sein Jugendepos «Boyhood» wurde Richard Linklater mit dem Golden Globe ausgezeichnet. Nun könnte er zum grossen Gewinner bei den Oscars werden. Der texanische Regisseur über die Entstehung seines Mammutwerks und über die Angst vor dem roten Teppich. *Von Claas Relotius*

Wenn Hollywood für Glanz und Ruhmsucht steht, dann ist Richard Linklater so etwas wie seine bescheidene Antithese. Den 53-jährigen Filmemacher hat es nie ins Rampenlicht gezogen. Statt in der Filmmetropole Los Angeles lebt er noch immer in seiner Heimat Texas und fällt auch eher durch leise Töne auf. Die Werke Linklaters sind oft abseitige Experimente, mit denen der Regisseur weniger auf kommerzielle Erfolge setzt als vielmehr danach strebt, die Grenzen des Kinos und konventioneller Sehgewohnheiten auszuloten. Umso bemerkenswerter erscheint es, dass ausgerechnet sein vielleicht waghalsigstes Projekt, der Film «Boyhood», den grössten Applaus bei Publikum und Kritikern erntet. Das mit mehreren Golden Globes ausgezeichnete Drama handelt von einem Jungen, der als Scheidungskind aufwächst. Eine klassische Coming-of-Age-Geschichte, könnte man meinen. Aber Linklater fängt dieses Heranwachsen in Echtzeit ein, indem er den Jungen über zwölf Jahre begleitet und der fiktiven Erzählung damit fast dokumentarischen Charakter verleiht. Das aufwendige Meisterwerk ist bei der Oscar-Verleihung am Sonntag für sechs Academy Awards nominiert.

## Mr Linklater, haben Sie sich schon für einen Smoking entschieden?

Ich schwanke noch. Wahrscheinlich werde ich denselben tragen, den ich auch schon bei der Verleihung der Golden Globes anhatte. Meine Tochter sagt zwar, der sei viel zu eng, aber das muss ich in Kauf nehmen. Schliesslich hat er mir schon einmal Glück gebracht.

## Sie gelten als jemand, der sich nicht sonderlich darum schert, was in Hollywood über Sie gedacht oder geredet wird.

Ich versuche, mein eigenes Ding zu machen und mich nicht durch das Gerede der Branche beirren zu lassen. Dort, wo ich wohne, geht das zum Glück sehr gut. Austin ist, was dies betrifft, eine Oase. Wenn ich nicht will, bekomme ich dort gar nichts von Hollywood und dem Filmgeschäft mit.

## Die Oscar-Verleihung gilt auch als grosse Jobbörse. Viele Ihrer Kollegen werden den Abend nutzen, um Kontakte zu knüpfen und in den finanzstarken Filmstudios Fuss zu fassen.

Das Geschäft ist ungeheuer hart, und so versucht eben jeder, seinen Platz zu finden. Ich werde da aber nicht mitmachen. Das würde

ja bedeuten, den ganzen Abend mit wirklich sehr alten Herren zu verbringen, deren Zigarren teurer sind als mein Smoking, und mir erklären zu lassen, wie man Filme dreht. Darauf habe ich keine Lust, ich will den Abend geniessen.

## Sie können sich ja entspannt zurücklehnen. Ihr Film ist insgesamt sechsmal nominiert, unter anderem in den Königskategorien «Bester Film» und «Beste Regie».

Was wirklich ziemlich verrückt ist. Ich bin jetzt 53 und wurde in den letzten zwanzig bis dreissig Jahren, in denen ich Filme mache, fast nur zu kleinen oder mittelgrossen Festivals und Preisverleihungen eingeladen. Die mit Abstand meisten davon in Texas. Ich habe

## «Wer einmal Tolstoi gelesen hat, der vergisst diese Bilder, die im Kopf entstehen, nie.»

mich manchmal schon gefragt, ob es dort vielleicht so etwas wie einen Lokalbonus für mich gibt oder ob die Veranstalter vom Staat Texas bestochen werden, damit sie immer wieder einen ihrer Jungs auszeichnen. Eine dunkle Ahnung sagt mir, dass so etwas dahintersteckt. Jedenfalls kommt es mir jetzt sehr unwirklich vor, bei den Golden Globes ausgezeichnet zu werden und bei den Oscars zu erscheinen. Damit hätte ich nicht mehr gerechnet.

## War dies überhaupt Ihr Ziel?

Wenn ich ganz ehrlich bin, eigentlich nicht. Das klingt jetzt blöd und vielleicht auch arrogant, es soll auch nicht heissen, dass ich mich nicht wahnsinnig geehrt fühle. Aber viele Leute, vor allem Schauspieler, reden in ihren Dankesreden häufig davon, dass sie schon als Kind vor dem Spiegel gestanden hätten, um diese Rede zu proben, weil sie schon immer davon träumten, eines Tages auf dieser grossen Bühne zu stehen. Daran habe ich wirklich nie gedacht. Als ich anfing, Filme zu machen, wollte ich einfach nur Geschichten erzählen. Daran hat sich bis heute nichts geändert.

## Sie haben relativ spät begonnen, Filme zu drehen.

Mein Weg war nicht unbedingt vorgezeichnet. Ich wollte eigentlich Schriftsteller werden und habe deshalb Literatur studiert. Bücher haben mich mindestens genauso gereizt wie Filme. Wer einmal Tolstoi gelesen hat,

der vergisst diese Bilder, die im Kopf entstehen, nie.

## Nach einigen Semestern haben Sie das Studium abgebrochen, um auf einer Ölplattform im Golf von Mexiko zu arbeiten. Was hat Sie dorthin gezogen?

Es waren mehrere Dinge. Zum einen lief das Studium nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Es war mir alles zu theoretisch, aber vielleicht war ich bloss nicht begabt genug. Zum anderen lehrte meine Mutter als Professorin an der gleichen Universität, und das Verhältnis zu meinen Eltern war damals nicht das beste. Das Studium abzubrechen und etwas ganz anderes zu versuchen, harte Handwerksarbeit nämlich, war also sicher ein Mittel, um gegen meine Eltern zu rebellieren. Vor allem aber habe ich darin als junger Mann einen Weg gesehen, herauszufinden, was ich mit meinem Leben anstellen will.

## Als Sie von der Plattform zurückkehrten, wussten Sie, dass Sie Filme drehen wollen?

So kann man das sagen. Ich hatte mit den anderen Optionen abgeschlossen.

## Schreiben Sie noch?

Ja, sogar ziemlich regelmässig. Aber mal abgesehen von Drehbüchern behalte ich alles davon für mich.

## Weil Sie es nicht für gut genug halten?

Wenn man einen Film dreht, lehnt man sich damit ziemlich weit aus dem Fenster. Man macht sich natürlich total angreifbar. Ein Gedicht oder einen Roman oder einen Essay zu schreiben, ist aber noch eine ganz andere Nummer, weil der ganze technische Prozess in der Produktion fehlt. Alle deine Gedanken landen auf diesem Blatt Papier. Das ist, als würdest du mit jedem Satz die Hosen runterlassen. Ich denke nicht, dass meine Gedanken ausgereift genug dafür sind.

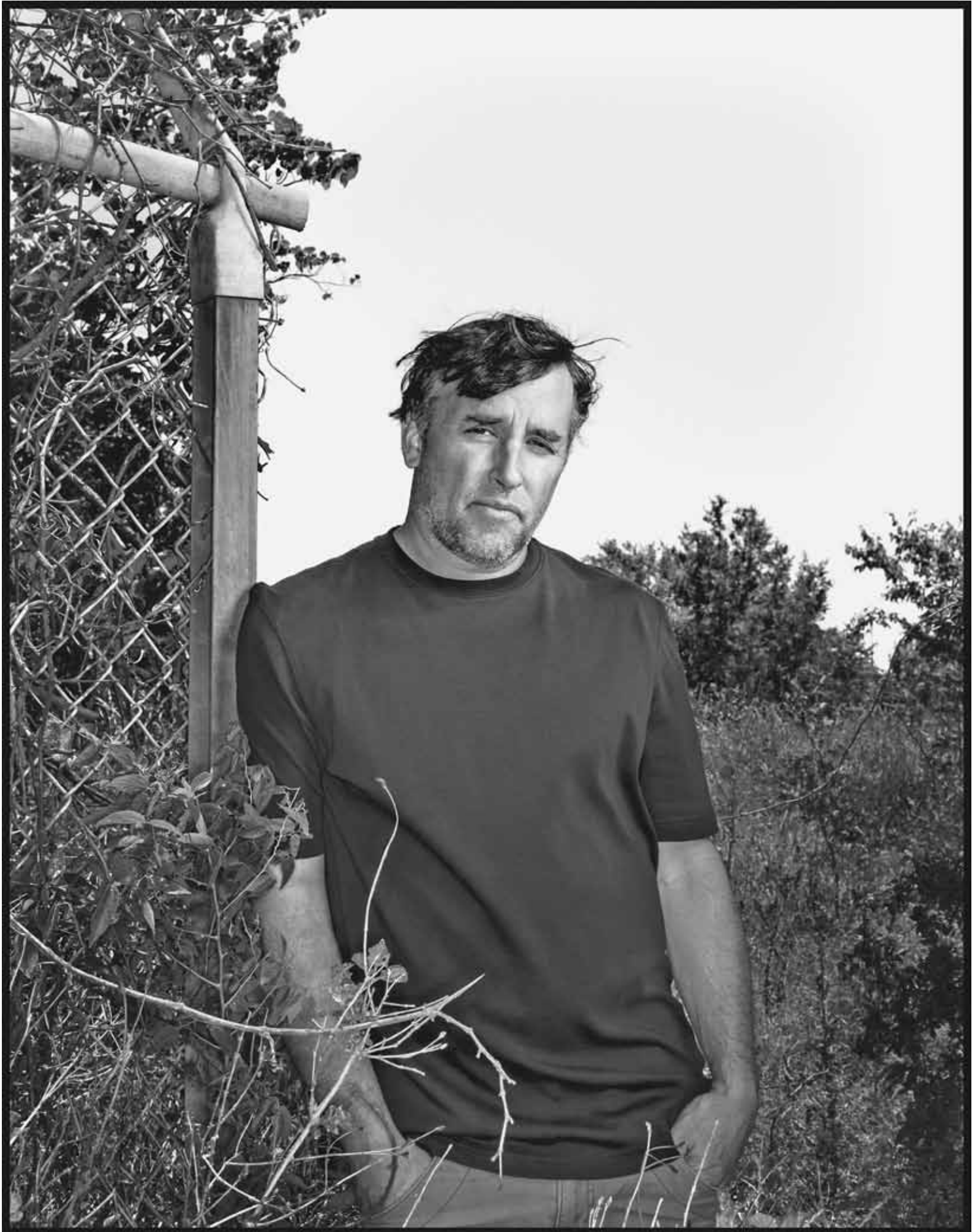
## Es heisst, Sie hätten Angst vor dem roten Teppich. Stimmt das?

Diese Angst hat sich irgendwie bei mir eingeschlichen. Ich werde leider von Mal zu Mal nervöser. Genaugenommen ist es ziemlich blöd, wenn man seine grössten Auszeichnungen erst jenseits der fünfzig bekommt und dann den Eindruck eines schüchternen Teenagers erweckt.

## Äussert sich Ihre Nervosität, oder spielt sich das nur in Ihrem Kopf ab?

Sie spielt sich überall ab, fürchte ich. Ich habe früher manchmal die Vorberichte zu den Oscars im Fernsehen gesehen und dabei die





«Ich wollte eigentlich Schriftsteller werden»: Regisseur Linklater.



«Kindheit in ihrer ganzen epischen Länge erzählen»: Ellar Coltrane als 7-, 13- und 18-Jähriger in «Boyhood».

Art immer bewundert, wie ein Star nach dem anderen über diesen Teppich gleitet, als hätten die Leute dafür ein Jahr lang geprobt. Mir wurde dagegen erst vor kurzem wieder gesagt, dass ich vor all den Fotografen so panisch aussehen würde wie ein Rindvieh auf dem Weg zur Schlachtbank. Ich schwitze, meine Hände und Beine zittern, und ich rede wahrscheinlich sehr viel dummes Zeug. Das alles ist eigentlich komisch, denn wahrscheinlich zähle ich sogar zu jenen Gästen, denen diese Preise am wenigsten bedeuten.

**Sie scheuen den öffentlichen Auftritt?**

Ich bin einfach nicht dafür gemacht. Ich habe auch kein Gesicht, das Hochglanzmagazinen die Auflage steigen lässt. Nicht ohne Grund ist mein Job hinter der Kamera.

**Sie könnten der Verleihung auch fernbleiben, so wie Woody Allen, und Ihre mögliche Dankesrede per Live-Schaltung aus dem heimischen Wohnzimmer halten.**

Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Das würde mir viel Aufregung ersparen. Und es hätte so etwas Erhabenes, die Oscars abzusagen, nur weil man lieber zu Hause die Füße hochlegt oder ein guter Film im Fernsehen kommt.

**Seit «Waking Life» haben Sie immer wieder Filme gedreht, die völlig neuen Ansätzen folgen, was sowohl die Ästhetik als auch verschiedene Erzählweisen betrifft. Haben Sie den Anspruch, das Kino zu verändern?**

Das masse ich mir nicht an. Ich will einfach nur Sachen ausprobieren und herausfinden, wie weit man mit der eigenen Arbeit, aber auch mit dem Publikum gehen kann.

**Und mit den Produzenten. Bevor Sie 2002 mit den Dreharbeiten zu «Boyhood» begannen, mussten Sie Leute finden, die bereit waren, zwölf Jahre lang die Arbeit**

**an einem Film zu unterstützen, wobei nie sicher war, ob dieser überhaupt jemals auf einer Leinwand erscheinen würde.**

Mich hat genau das wahnsinnig gereizt. Projekte, bei denen nicht schon vorher klar ist, was dabei herauskommt. Wenn man plant, einen Film über zwölf Jahre hinweg zu drehen, dann gibt es natürlich so viele Unwägbarkeiten, dass man diese gar nicht alle aufzählen kann. Niemand hätte garantieren können, dass die Arbeit an diesem Film nicht nach zwei, drei oder vielleicht sechs Jahren im Sand verläuft. Für mich persönlich war das eine spannende Herausforderung, aber bei den meisten Produzenten läuft man damit natürlich nicht unbedingt offene Türen ein. Die Leute wollen vor allem Verkaufszahlen kalkulieren. Daran ist auch überhaupt nichts Schlechtes, denn das ist eben ihre Arbeit.

**Wie ist es Ihnen gelungen, trotzdem Produzenten für das Projekt zu gewinnen?**

Die Leute, die uns unterstützt haben, waren alles gute Bekannte oder sogar Freunde, die mir sehr viel Vertrauen geschenkt haben. Ich habe ihnen frei heraus gesagt, dass es gut möglich ist, dass sie ihr Geld nie wiedersehen werden. Sie haben das einfach akzeptiert und gesagt, dass ich mein Bestes versuchen soll.

**Ethan Hawke und Patricia Arquette, welche im Film die Eltern des Jungen spielen, sollen weitgehend auf Gagen verzichten haben.**

Auch das war ein Vertrauensvorschuss. Beide haben daran geglaubt, dass der Film etwas wirklich Einmaliges werden könnte. Ohne ihr Entgegenkommen hätte es «Boyhood» wohl nie gegeben.

**Sie sind einige Jahre vor Beginn der Dreharbeiten Vater geworden. Ist hierdurch die Idee zu diesem Film entstanden?**

Ich war damals Anfang vierzig und sah meine Tochter aufwachsen. Dabei habe ich unwei-

gerlich auch meine eigene Kindheit und Jugend noch einmal erlebt. Man nimmt plötzlich wieder diese Perspektive ein, in der alles irgendwie anders und verzerrt erscheint, kleine Dinge ganz gross und grosse Dinge ganz klein. Das wollte ich zeigen, also habe ich mich zurückversetzt und nach Momenten gesucht, die diesen Blick am besten widerspiegeln. Jeder einzelne Moment kam mir dafür aber viel zu abgedroschen vor, weshalb ich die Idee eigentlich schon wieder verwerfen wollte. Dann kam mir irgendwann der Gedanke, wie viel Poesie darin stecken würde, die Geschichte einer Kindheit eben nicht nur anhand von einschlägigen Ereignissen, sondern in ihrer ganzen epischen Länge zu erzählen.

**Ist es die Unbedarftheit eines Kindes oder die Erfahrung eines Erwachsenen, durch welche die Wirklichkeit verzerrt erscheint?**

Das ist eine der grossen Fragen, die ich mir gestellt habe. Ich habe versucht, es durch den Film herauszufinden, aber eine gültige Antwort habe ich nicht. Meine Tochter, die ja auch im Film mitspielt, war gerade mal 8 Jahre alt, als wir mit den Dreharbeiten begannen. Bald wird sie 21, und sie sagt, dass ihr die Dinge immer weniger klar vorkommen, je älter sie wird. Das ist eine so einfache wie bemerkenswerte Feststellung.

**Sie haben für den Film jedes Jahr wieder Ihr Ensemble versammelt, um neue Szenen in neuen Lebensabschnitten zu drehen. Eine der grössten Hürden des Films muss die Auswahl eines Kinderdarstellers gewesen sein, der die Hauptfigur, also den Jungen Mason, über zwölf Jahre verkörpern sollte.**

Wir haben tatsächlich unglaublich lange gesucht und jede Menge Jungen gecastet. Das grösste Problem war, bei keinem zu wissen, wie er sich über die Jahre hin entwickeln wird. Wenn ein Junge mit sechs Jahren Lust

hat, der Star eines Films zu sein, dann bedeutet das nicht, dass er das auch noch mit vierzehn will. Man musste immer damit rechnen, dass er sich dann schon für Drogen oder Skateboardfahren interessiert und keinen Gefallen mehr an «Boyhood» findet. In diesem Fall hätten wir natürlich ziemlich blöd ausgesehen. Im Kern beschreibt das aber sehr gut die Herausforderung des ganzen Films: Als Regisseur will man natürlich immer alle Zügel in der Hand halten, aber hier musste ich jede Kontrolle aufgeben und alles auf eine Karte setzen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als mit der Zukunft zusammenzuarbeiten. Auch wenn wir nur geringen Einfluss darauf hatten, wie diese aussehen würde.

**Tatsächlich war es nicht Ihr Hauptdarsteller, sondern ausgerechnet Ihre eigene Tochter, die vorzeitig aussteigen wollte.**

Auch sie war noch ein Kind und stand mitten in ihrer Entwicklung. Eines Tages, wir hatten schon einige Jahre gedreht, kam sie zu mir und flehte mich an, sie sterben zu lassen. Sie hatte plötzlich keine Lust mehr auf den Film, ausserdem hatte sie diese «Twilight»-Filme über Vampire gesehen und fand es offensichtlich cool, vor der Kamera zu sterben. Ich fand das etwas zu dramatisch für meinen Film, aber zum Glück waren noch ein paar Monate, bis die nächste Drehphase anstand. Bis dahin konnte ich ihr das alles wieder ausreden.

**Sie haben die Hauptrolle Ellar Coltrane gegeben, der damals gerade mal sieben Jahre alt war. Was haben Sie in ihm gesehen, was andere Jungen nicht hatten?**

Bei Ellar hatte ich einfach ein gutes Gefühl. Er erschien mir sehr vernünftig und reif. Er hatte auch etwas sehr Nachdenkliches, fast schon Poetisches an sich, auch wenn es vermessen klingen mag, so über einen Jungen zu reden, der damals noch kaum lesen und schreiben konnte.

**Die Magie des Films besteht in seiner Beiläufigkeit. Sie setzen nicht auf das ganz grosse Drama. Es gibt eine Reihe von Szenen, die beim Zuschauer eine böse Ahnung wecken und dann doch ins Leere laufen, etwa wenn die Mutter dem Jungen verbietet, beim Autofahren SMS zu schreiben. Als Mason in einer der nächsten Szenen auf sein Display schaut, liegt Tragik in der Luft, und man sieht den Unfall förmlich kommen. Tatsächlich passiert rein gar nichts.**

Das zeigt, wie wir als Zuschauer konditioniert sind. Ich habe bewusst auf das grosse Drama verzichtet, weil es das überhaupt nicht braucht, um die vielen kleinen Dramen eines Jugendlichen zu verstehen.

**Das grösste Drama eines Heranwachsenden, schrieb Truman Capote einmal, liegt im unerbittlichen Regiment der Zeit. Können Sie mit diesem Satz etwas anfangen?**

Darin werden sich die meisten Menschen wiedererkennen, wenn sie auf ihre Jugend zurückblicken. Jeder muss lernen, mit kleinen und grösseren Enttäuschungen umzugehen, aber die Erkenntnis, dass sich die Dinge fortbewegen und nichts so bleibt wie es ist, gehört zu den einschneidendsten Erfahrungen.

**Woran erinnern Sie sich, wenn Sie an Ihre Jugend denken?**

Seltsamerweise habe ich nicht diese klassischen Motive vor Augen. An meine Einschulung erinnere ich mich genau wie an meine Abschlussfeier nur schemenhaft, und das liegt nicht etwa am Alkohol. Auch über die Führerscheinprüfung oder den ersten Kuss von einem Mädchen könnte ich heute nicht mehr viel erzählen. Ich erinnere mich vor allem, wie ich mit meinen besten Freunden auf der Strasse herumhing oder wie mich mein Vater manchmal mit dem Auto zur Schule fuhr, wobei immer diese alberne Musik im Radio lief. Ich weiss nicht, warum ausgerechnet diese Erinnerungen haften geblieben sind. In der Literatur und auch im Kino erzählen solche Szenen aber häufig mehr als der Konflikt, um den es eigentlich geht. In den Romanen von Tolstoi oder Fitzgerald geht es vordergründig immer um grosse Dramen, aber für mich sind die scheinbaren Nebensächlichkeiten meist am stärksten. Wahrscheinlich halte ich mich deshalb in meinen Filmen so gerne damit auf.

**Vor vier Jahren haben Sie «Bernie» gedreht. Darin geht es um die reale Geschichte eines Mannes namens Bernhardt Tiede, der 1996 in Ihrer Heimat Texas wegen Mordes an einer 81-jährigen Millionärswitwe zu lebenslanger Haft verurteilt wurde. Im letzten Sommer kam Tiede bereits nach siebzehn Jahren frei. Er wohnt seither in einem Ihrer Appartements. Können Sie erklären, wie es dazu kam?**



Es handelt sich dabei um eine Auflage des Gerichts. Die Richter haben entschieden, Tiede zu entlassen, wobei eine Bedingung war, dass er bei mir unterkommt. Ich habe dem zugestimmt. Der Begriff Appartement ist allerdings etwas irreführend. Tatsächlich wohnt er in einer Art Garage, die zu einer Wohnung von mir gehört.

**Tiede hatte sein Opfer mit vier Schüssen in den Rücken getötet und anschliessend unter Lebensmitteln in einer Gefriertruhe verscharrt. Obwohl es keine Zweifel daran gibt, sollen Sie sich für seine vorzeitige Freilassung eingesetzt haben.**

Für mich ist der ganze Fall sehr faszinierend. Tiede war der beliebteste Mensch seiner Gemeinde. Ein warmherziger, liebevoller Typ, der sein Leben lang nur durch gute und gemeinnützige Taten aufgefallen war – bis zu dem grausamen Mord, den er eines Tages beging. Ich habe für den Film sehr viel recherchiert, um zu begreifen, wie es dazu kommen konnte, wie aus einem guten Menschen ein Mörder wird. Dabei kam irgendwann ans Licht, dass Tiede in seiner Kindheit Opfer systematischer Misshandlungen geworden war. Eine Tatsache, die bei seiner Verurteilung völlig ausgeblendet wurde.

**Die Freilassung von Tiede hat für heftige Empörung gesorgt, nicht nur bei den Angehörigen des Opfers. Sehen Sie einen direkten Zusammenhang zwischen den erfahrenen Misshandlungen und dem begangenen Mord?**

Ich glaube daran, dass unsere Erfahrungen uns zu dem machen, was wir sind. Das soll keine Entschuldigung sein, aber es kann Erklärungen liefern. Und nur wer nach Erklärungen und Ursachen sucht, kann die Dinge zum Positiven wenden. Ich habe Tiede im Gefängnis besucht und unzählige Male mit ihm gesprochen. Dabei habe ich einen Mann erlebt, der aufrichtig bereut, was er getan hat, und ich habe auch gesehen, wie andere Häftlinge zu ihm aufschauten. Alle Psychologen sind sich einig, dass er keine Gefahr mehr für die Gesellschaft darstellt.

**Das amerikanische Justizsystem ist nicht auf Rehabilitation ausgerichtet, schon gar nicht in Ihrer Heimat Texas.**

Man kann so einen Mann für immer wegsperrn, damit macht man es sich einfach. Oder man gibt ihm noch eine Chance und hilft ihm dabei, dass er wieder auf die Beine kommt. Ich habe mich für Letzteres entschieden, und ich hoffe, dass es das Richtige ist.

**Richard Linklater** wurde 1960 in Houston, Texas, geboren. 1991 machte er mit dem Independent-Streifen «Slacker» erstmals auf sich aufmerksam. Es folgten «Dazed and Confused» (1993) und «Before Sunrise» (1995), für den er in Berlin einen Silbernen Bären erhielt. Hochgelobt wurden auch «Waking Life» (2001) und «A Scanner Darkly» (2006). Linklater lebt mit seiner Frau und seiner Tochter in Austin.



*Frau als keramische Landschaft:* Objekt des chinesischen Künstlers Liu Jianhua.



## In der Venusfalle

Von Daniele Muscionico

**W**orauf kommt es bei Frauen in der Kunst an? Dass sie stillsitzen. Die beliebteste Frau in der Kunst ist wahrscheinlich noch immer die Muse oder das Model. Die teuerste ist sie sicher. Bis heute halten auf dem Kunstmarkt nackte Mädchen die Rekorde.

Die Frau in der Kunst ist eine Männerfantasie. Überrascht? Mit dem Mann in der Kunst ist es doch genauso. Bloss interessieren sich die Künstlerinnen, seit sie das sein dürfen, für den Mann bei weitem nicht so heiss, wie sich umgekehrt die Männer für Frauen interessieren. Nicht für die Frau im Allgemeinen, das wäre zu anstrengend; sie interessieren sich für junge, glatte Dinger, bei denen es noch gar nicht so klar ist, was sie eigentlich sind.

Früher war alles besser, zumindest aus Sicht der Feministin. Uns war klar: Der Mann (gibt es den heute überhaupt noch?) zeigt die Frau in der Kunst entweder als Hure oder als Heilige. Kurz, knapp und kausal verschränkt: Er zeigte Frauen, die sich mit Sex auskennen. Wieso das so ist? Darüber streiten sich heute die Neurobiologen wie damals die Astronomen in der Frage des Zentralgestirns: Wo sitzt das Zentralorgan des Mannes? In der Mitte? Entschuldigung, liebe Buben, dass wir lachen.

Wir lachen mit dem Künstler dieses Werks. Er hat verstanden, dass es eine dritte Spielart von weiblicher Darstellung in der Kunst gibt: die Frau als *potted landscape*, als keramische Landschaft. Als Landschaft mit Venusfliegenfalle, erkennt die botanisch Versierte.

Man muss den Künstler verstehen, man muss verstehen, dass der chinesische Star Liu Jianhua mit zwei Reverenzen an seine Vorfahren spielt: Einerseits ist China die Mutter der Porzellanerzeugnisse. Porzellan ist ein Bestandteil der Kunst und der Kultur des Landes. Andererseits ist China auch die Erfinderin des Lotusfusses, der Gepflogenheit, die Knochen des weiblichen Fusses zu brechen, ihn zu verstümmeln, bis er klein und fein wie eine Lotusblüte ist.

Demgegenüber ist Liu Jianhuas Liegende, seine Venus im Urinal, eine trittsichere Person. Sie trägt westliche Stöckel, und in diesen steckt offenbar sogar ein westlicher Fünf-Zehen-Fuss. Dass ihr dafür der Kopf fehlt und beide Arme, mag Nebensache sein für eine emanzipierte Chinesin. Ihre Schenkel sind eine Venusfliegenfalle, warten auf Beute, und kommt da einer des Wegs – schnapp, gibt es kein Entkommen.

«Venusfalle»: Schauwerk Sindelfingen, 8. Februar 2015 bis 17. Januar 2016

## Unfassbare Lust

Wer und was erregt Frauen? Einig sind sich Forscher nur in einem Punkt: Der zärtliche, monogame Mann, den Frauen sich angeblich wünschen, genügt ihnen nur für begrenzte Zeit. *Von Beatrice Schlag*

**D**oris ist 33 und hat endlich, was sie jahrelang vergeblich suchte: einen lieben Mann, der auch noch gut aussieht. Jan hört zu, arbeitet im Haushalt mit und denkt sich dauernd überraschende Geschenke für sie aus. Wenn sie jammert, sie sei zu dick, sagt er: «Du wirst auch mit zwanzig Kilo mehr die Schönste sein.» Als sie sich vor drei Jahren kennenlernten, fielen sie in den ersten Wochen übereinander her, wann und wo sie Gelegenheit hatten. Nach sechs Monaten zogen sie in eine gemeinsame Wohnung.

Zwei Jahre später, sagt sie, habe sie mit Entsetzen bemerkt, dass ihre Lust, mit ihm zu schlafen, immer geringer wurde. Wenn sie Sex haben, reagiert ihr Körper, aber sie fühlt sich weit weg. «Es ist», sagt sie, «als habe man mir etwas amputiert. So war ich vorher nicht.» Es gibt keine Gründe, die Sinn ergeben. Sie liebt diesen Mann und fühlt sich ihm näher als jedem andern davor. Aber ihr sexuelles Begehren ist, im Gegensatz zu seinem, irgendwann verdorrt.

### Begehren und Schuldgefühle

Manchmal denkt sie an ihren früheren Freund Peter. Er war ein gieriger, leidenschaftlicher und fordernder Liebhaber gewesen, der Sex grossartig. Aber davor und danach fasste er sie kaum an, war unverbindlich und distanziert. Ihre Freundinnen – ich bin eine von ihnen – hatten immer wieder auf sie eingeredet, diesen Frostbeutel endlich stehen zulassen. Als sie zu sagen wagte, sie wolle entweder mit ihm zusammenziehen oder sich

---

«Vielleicht», sagt Doris, «bin ich nicht so monogam, wie ich dachte.»

---

von ihm trennen, antwortete er: «Schade. Aber ich bin kein Paarmensch.» Sie sehnt sich nicht nach Peter zurück. Ab und zu spukt ihr durch den Kopf, wie sie in hohen Stöckelschuhen zu ihm ins Bett gestiegen war, weil ihn das antörnte und sie auch. Aber sie will nicht fremdgehen. Ihre Unlust bereitet ihr schon genug Schuldgefühle. «Vielleicht», sagt Doris, «bin ich nicht so monogam, wie ich dachte.»

Jede Frau, die mit ihren Freundinnen über Sexualität redet, hat die Doris-Geschichte, so oder ähnlich, schon gehört. Und mit einiger Wahrscheinlichkeit auch erlebt. Fast jeder

Mann war einmal mit einer Frau zusammen, deren Lust sich nach ein paar Jahren Zusammensein immer mehr zu verkriechen schien, obwohl sie es ansonsten gut zusammen hatten. Sex findet weiter gelegentlich statt, aber Begehren ist bei der Frau kaum noch auszumachen, während der Mann nach wie vor gern mit ihr schläft, egal, ob er ihr treu ist oder nicht. Rund dreissig Prozent der Frauen zwischen zwanzig und sechzig in festen Partnerschaften, schätzen amerikanische Sexualforscher, sind mit der unerklärlichen Unlust geschlagen.

### Freudloses Phänomen

Der deutsche Psychologe Dietrich Klusmann hat das freudlose Phänomen im Auftrag der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf untersucht. Über Jahre befragte er 2500 Frauen und Männer, die in festen Partnerschaften lebten, zu ihrer sexuellen Befindlichkeit. Voraussetzung für die Teilnehmer war, dass beide Partner, als sie sich kennenlernten, einander sexuell ähnlich heftig beehrten. Bei den meisten Männern erwies sich die Lust auf Sex mit ihrer Frau als dauerhaft. Der überwiegende Teil der Frauen hingegen gab nach zwei bis drei Jahren Zusammensein an, kaum noch Lust auf den Partner zu haben. Einzig bei den Frauen, die nicht mit ihren Partnern zusammenwohnten, blieb das sexuelle Begehren vergleichsweise stabil.

Wie? Jahrzehntelang verkündeten Evolutionswissenschaftler, der weiblichen Lust sei Monogamie sehr viel zuträglicher als der männlichen, weil Frauen ihre Libido in einer sicheren emotionalen Beziehung sehr viel besser geniessen könnten. Es sei immer der natürliche Trieb des Mannes gewesen, seinen Samen breit zu streuen, um die Fortpflanzung zu sichern, während die untreue Frau unter Umständen allein ein Kind hätte grossziehen müssen, was evolutionsbiologisch viel zu riskant gewesen wäre. Also sei sie darauf programmiert, einen seriösen und möglichst ressourcenreichen Mann an sich zu binden. Ausserdem sei ihre sexuelle Lust ohnehin deutlich geringer als die des Mannes.

### Ein so winziges Feuerchen?

Dass die Prägung des Geschlechtstriebes durch Erbprogramme so umfassend und der Einfluss der Kultur so verschwindend sein soll, wird vor allem von Sexualwissenschaftlerinnen inzwischen in Frage gestellt. Forschung zum Thema



*Die Durchblutung der Genitalien stieg an.*

Sex war, wo es sie überhaupt gab, bis vor wenigen Jahrzehnten eine reine Männerdomäne. Ist es denkbar, dass die Evolutionsbiologen in ihren Forschungsergebnissen durchwegs zum Ergebnis kamen, die Sicherheit der Monogamie komme der weiblichen Lust am ehesten entgegen, weil es das war, was gesellschaftlich gewünscht war? Ist die weibliche Libido wirklich ein so winziges Feuerchen? Oder wurde sie so



lange geleugnet, verteuelt, geächtet und verbannt, bis die Frauen selber nicht mehr wussten, wen und was sie beehrten? Warum wurden Frauen beschnitten, gesteinigt, verbrannt, verschleiert, ins Haus gesperrt und zur Untertänigkeit erzogen, wenn sie rein genetisch kaum darauf programmiert waren, sexuell über die Stränge zu schlagen? Was hatte es auf sich mit dem weiblichen Begehren?

Dass inzwischen weltweit geforscht wird, wie die sexuelle Lust der Frauen sich von derjenigen der Männer unterscheidet, liegt nicht nur an der steigenden Zahl von Sexualwissenschaftlerinnen. Sie machen auch heute in der Forschung erst rund einen Viertel aus. Es liegt vor allem am Milliardengeschäft mit Viagra. Wenn es stimmt, dass ein Drittel der Frauen in Paarbeziehungen darunter leiden, dass sie

nach kurzem ihr sexuelles Interesse am Partner verlieren, verspricht ein erfolgreiches Mittel zur Wiederbelebung des weiblichen Begehrens ein noch viel lukrativeres Geschäft.

Seit 1998, als Viagra auf den Markt kam, stehen Abermillionen von Forschungsgeldern zur Verfügung, um ein weibliches Äquivalent zur blauen Männerpille zu entwickeln. Die Genitalien von Frauen werden verkabelt und

vermessen, während sie Pornografie betrachten, erotische Audio-Tapes anhören und masturbieren. Primatenforscher berichten von Affen, die in engen Käfigen unaufhörlich auf Initiative des Männchens rammeln. Kaum versetzt man sie in grössere Gehege, tun die Männchen gar nichts mehr, ausser ihre Erektionen zur Schau zu stellen und zu warten. Nicht vergeblich. Die Weibchen gehen sofort auf die Jagd, machen eindringlich auf sich aufmerksam, bis sie begattet werden, und bieten sich danach sofort dem Nächsten an. Darüber, wie das zu interpretieren ist, sind die Aussagen zurückhaltend. Niemand wagt eindeutige Kommentare.

### Weibliche Lust erfolgreich bekämpft

Daniel Bergner, Reporter für die *New York Times*, hat zum gegenwärtigen Stand der Forschung über weibliches Begehren ein ebenso spannendes wie gelegentlich verwirrendes Buch geschrieben, das in den USA viel zu reden gab. «Die versteckte Lust der Frauen» berichtet über Wissenschaftler, die in den verschiedensten Richtungen nach Erklärungen für die Natur der weiblichen Lust suchen und oft dem Thema gegenüber umso ratloser werden, je länger sie sich damit beschäftigen. So erfolgreich weibliche Lust über Jahrtausende bekämpft wurde, so schwierig scheint es, festzumachen, wie sie Frauen heute prägt. Nicht

einmal pure biologische Fakten sind mehr klar. Existiert der schon vor Jahrzehnten als weibliches Lustzentrum überall zitierte G-Punkt? Und noch viel verwunderlicher: Gibt es den vaginalen Orgasmus wirklich? Oder ist er nur den stimulierten Nervenenden der Klitoris zu verdanken, die je nach weiblichem Körperbau bis in die Wände der Vagina reichen? Die Antworten stehen aus.

### Frauen ahnen manchmal nicht einmal, dass ihre Genitalien stimuliert sind.

Noch ist kein «Viagra für Frauen» auf dem Markt. Denn um die Lust anzukurbeln, bringt es so gut wie nichts, die Durchblutung der weiblichen Geschlechtsorgane zu verbessern. Und Frauen wissen erschreckend wenig über ihre Lust. Sie ahnen manchmal nicht einmal, dass ihre Genitalien stimuliert sind. Und schon gar nicht, warum.

Genau deswegen erregte vor einigen Jahren das Experiment der kanadischen Forscherin Meredith Chivers internationales Aufsehen. Chivers zeigte homo- und heterosexuellen Männern und Frauen Ausschnitte homo- und heterosexueller Sexszenen, ausserdem einen masturbierenden Mann, eine masturbierende Frau, einen muskulösen nackten Mann am

Strand, eine nackte Frau bei der Gymnastik – und kopulierende Bonobos, eine Schimpansenart. Die Forscherin vermass die genitalen Durchblutungsschwankungen sämtlicher Betrachter bei den einzelnen Szenen, bat die Testpersonen aber gleichzeitig auch um ihre subjektive Einschätzung, wie stark sie sich erregt fühlten.

Die Testresultate der Männer bestätigten die traditionellen Lustvorstellungen der Sexualforschung: Heteros wurden durch Sex von Hetero-Paaren stimuliert, durch lesbischen Sex, durch die turnende Nackte und die masturbierende Frau, Schwule durch homosexuellen Sex. Ihre genitalen Blutdruckschwankungen stimmten mit ihrer subjektiven Einschätzung dessen, was sie stimuliert hatte, lückenlos überein. Körper und Kopf des Mannes waren sich einig.

### Anatomie als Erklärung

Die Durchblutung der Genitalien der Frauen hingegen, heterosexuell wie lesbisch, stieg an, ob der Film Männer mit Männern, mit Frauen oder Frauen mit Frauen zeigte. Er stieg beträchtlich bei der nackten Turnerin, etwas weniger bei den Bonobos und am wenigsten beim schlendernden Muskelmann am Strand, dessen Penis in Ruhestellung baumelte. Aber was die genitalen Messgeräte aufgezeichnet hatten, wurde in den weiblichen Köpfen nur zum

# Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central. **Infos auf [radiocentral.ch](http://radiocentral.ch)**



So empfangen Sie Radio Central: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 91.3; 89.4 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9 • Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • [www.radiocentral.ch](http://www.radiocentral.ch)



Teil registriert: Heterosexuelle Frauen hatten sich durch lesbischen und schwulen Sex nicht annähernd so stimuliert gefühlt, wie dies ihr Blutdruck signalisiert hatte. Und bei den Bonobos, sagten alle Frauen übereinstimmend, hätten sie kaum Erregung verspürt.

In der Wahrnehmung der eigenen Lust schienen Kopf und Körper der Frauen in beträchtlicher Häufigkeit unabhängig voneinander zu reagieren.

Offenbar, vermutet Meredith Chivers, liegen den männlichen und weiblichen Erregungssystemen völlig unterschiedliche Prozesse zugrunde. Die Erklärung der Wissenschaftlerin für die weibliche Trennung zwischen körperlicher und subjektiv empfundener Lust ist vorsichtig. Sie vermutet, dass rein physiologische Erregung wenig über weibliche Wünsche verrät und Frauen Lust über den Kopf definieren: «Ansonsten müsste ich glauben, dass Frauen Sex mit Bonobos haben möchten.»

Die Anatomie, sagt Chivers, sei dafür vermutlich eine der Erklärungen: «Ein Penis dehnt sich aus, drückt gegen die Kleidung, schrumpft. Buben wachsen mit einem ständigen Bewusstsein davon auf. Männliche Köpfe sind es gewohnt, Informationen aus dem Unterleib zu bekommen. Es ist ein ständiger Austausch zwischen Körper und Bewusstsein, schnell und leicht. Durch den weiblichen Kör-

perbau ist der Austausch vielleicht weniger eindeutig.» Denkbar sei auch eine Art Nervenfilter zwischen dem weiblichen Gehirn und dem Körper, wenn es um sexuelle Signale geht. Wenn es den Filter gibt: Ist er ein Produkt genetischer oder gesellschaftlicher Codes? Hatte man Mädchen und Frauen irgendwie beigebracht, sich psychisch von ihrem Körper zu distanzieren? Lauter unbeantwortete Fragen.

#### Frauen wollen gerne Sex

Einig ist sich Chivers mit ihrer Kollegin Marta Meana, Psychologieprofessorin in Nevada, dass weibliche Lust vor allem durch Begehrtwerden ausgelöst wird. «Weibliche Lust ist narzisstisch, nicht beziehungsorientiert», sagt Meana. Aus jahrelanger Paarberatung weiss sie, dass männliche Zärtlichkeit und Rücksicht die dösende Libido einer Frau nicht wecken: «Wenn es um Lust geht, sind Frauen möglicherweise viel beziehungsunabhängiger als Männer.» In der Routine alltäglichen Nebeneinanders kann kein Mann das Ausmass an Begehren bieten, nach dem die weibliche Lust verlangt.

Mit andern Worten: Wenn es um Sex geht, taugen Frauen eher weniger zur Monogamie als Männer. Ihre Libido innerhalb der Partnerschaft wird mit jedem Jahr Zusammenleben geringer. Die Legende von der Frau, die dank

emotionaler Nähe sexuell Lust auf einen einzigen Mann hat, erweist sich mit jeder neuen Studie als genau das: eine Mär. Was nicht zwingend bedeutet, dass sie den Mann leicht verlässt: Kinder, Zuneigung, Vertrauen und Gewohnheit sind mächtige Faktoren. Es bedeutet

---

«Männliche Köpfe sind es gewohnt, Informationen aus dem Unterleib zu bekommen.»

---

lediglich, dass Frauen, wenn sie rücksichtslos ihrer Libido folgen könnten und wollten, ein ziemlich promiskues Geschlecht wären.

Im nächsten Jahr wird nach den Misserfolgen von Intrinsa, Libigel, Flibanserin und anderen Pillenversuchen zur Steigerung der weiblichen Libido voraussichtlich ein neues «Frauen-Viagra» zugelassen. Falls das Produkt hält, was die beteiligten Forscher sich versprechen, wird dies die Frage, warum Frauen sexuell so schlecht mit der Monogamie zurechtkommen, um Jahre aufschieben. Erklären wird es sie nicht. Frauen, die ihre Männer lieben, aber die Lust an ihnen verloren haben, werden die Pille dennoch schlucken, wenn sie nicht dick macht. Nicht nur den Männern zuliebe. Auch wenn das weibliche Begehren nach wie vor nicht enträtselt ist: Frauen wollen gerne Sex. ○

Wohn-Design machen wir nicht.  
Aber rund um Ihre Anlagen treffen Sie  
auch bei uns dank Expertenberatung  
die besseren Entscheide.



Beratungstermin vereinbaren unter [www.zkb.ch/anlagen](http://www.zkb.ch/anlagen)

Klar, kompetent, individuell. Wir beraten Sie mit ausgewiesener Expertise für die beste Anlagelösung. Unser Ziel ist Ihr nachhaltiger finanzieller Erfolg.

Die nahe Bank



Zürcher  
Kantonalbank

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Ian McEwan:** Kindeswohl (*Diogenes*)
- 2 (2) **Michel Houellebecq:** Unterwerfung (*Dumont*)
- 3 (3) **Sibylle Berg:** Der Tag, als meine Frau einen Mann fand (*Hanser*)
- 4 (4) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 5 (8) **Tana French:** Geheimer Ort (*Fischer Scherz*)
- 6 (7) **T. C. Boyle:** Hart auf hart (*Hanser*)
- 7 (–) **Julian Barnes:** Lebensstufen (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 8 (6) **Paulo Coelho:** Untreue (*Diogenes*)
- 9 (5) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 10 (–) **Linus Reichlin:** In einem anderen Leben (*Galiani*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 3 (–) **Karoline Arn:** Elisabeth de Meuron von Tschärner (1882–1980) (*Zytglogge*)
- 4 (3) **Pascal Voggenhuber:** Zünde dein inneres Licht an (*Giger*)
- 5 (4) **Martin Werlen:** Heute im Blick (*Herder*)
- 6 (–) **Carolin Wiedemeyer:** Nutella (*Heel*)
- 7 (–) **Guido Maria Kretschmer:** Eine Bluse macht noch keinen Sommer (*Edel*)
- 8 (–) **David Fäh:** Stressfrei abnehmen (*Beobachter*)
- 9 (8) **Guinness World Records 2015** (*Hoffmann und Campe*)
- 10 (–) **Benjamin Behnke, Kai Daniel Du:** Trick 17 – 365 geniale Alltagstipps (*Frech*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Til Schweiger

Er gehört zu jenen Künstlern, die zu populär sind, als dass Feuilletonisten sie gut finden könnten. Über die Jahre hat sich eine Hassliebe zwischen dem erfolgreichen Schauspieler und den Hochkulturjournalisten entwickelt, zuweilen verweigerte Til Schweiger missliebigen Schreibern sogar den Zugang zu den Pressevisionierungen seiner Filme. In den letzten Tagen hat er auf Facebook eine Breitseite auf Online-Journalisten abgefeuert, die «Klicks generieren», indem sie in ihren «Tatort»-Kritiken «die gehässigsten Twitterkommentare von irgendwelchen Internetnerds [einbinden], die nix anderes zu tun haben, als zu lästern und zu haken». Einzelne Journalisten haben sich zu wehren versucht. Ein aussichtsloses Unterfangen. Schweiger hat den Kampf um die Sympathie längst haushoch gewonnen. (rb)

## Literatur

# Der schnellste Schweizer

Der Schriftsteller Jürg Acklin denkt schnell, spricht schnell, schreibt schnell. Am 20. Februar wird er siebzig Jahre alt.

Von **Katja Oskamp**

Im Roman «Das Tangopaar» wird die schnelle Nummer den Helden buchstäblich zum Verhängnis. Max und Sonja, beruflich erfolgreiche Mittvierziger, stehen kurz vor der Trennung – die erwachsenen Kinder ausgeflogen, die Beziehung ausgelutscht, der Scheidungstermin fix. Um den Haushalt auseinanderzusortieren, fährt Max zu Sonja in die ehemals gemeinsame Wohnung. Ein Anflug von Sentimentalität, der Blick auf alte Fotos, zwei Aperitifs auf nüchternen Magen, und schwupp – ist Max in Sonja drin. Eine leidenschaftliche schnelle Nummer zum Abschied. Leider bleibt sie weder kurz noch schmerzlos. Denn Max kommt nicht mehr raus. Max steckt in Sonja fest. Totale Verstöpselung. Vollkontakt. Sonja hat einen Scheidenkrampf, und als aufgeklärte Psychotherapeuten wissen die beiden natürlich, dass der Fachbegriff dafür Vaginismus heisst. Bloss hilft das nichts. Der Hund muss dringend Gassi, und das Tangopaar kriegt Hunger.

Nach Mitternacht ziehen sie sich Regemäntel über, und Sonja schlüpft in hohe Pumps, um grösser zu sein und Max' Glied nicht unnötig zu strapazieren. Das Doppelpack schleicht sich in die Tiefgarage, schliesst den Wagen auf: «Wer fährt? Du oder ich?» Mehrere Fehlversuche, gemeinsam ins Auto einzusteigen. Endlich sitzt Sonja, das Lenkrad im Kreuz, rittlings auf Max und steckt den Kopf durchs Schiebedach. Max sieht nichts, erreicht die Pedale knapp mit den Zehen, und der Hund auf dem Rücksitz schlabbert an seinen Ohren. Ein Traumpaar mit Hund, das auf der Suche nach Futter durchs nächtliche Zürich eiert.

### Felle schwammen davon

Die Idee für den Roman geisterte Acklin während zweier Jahre vage durch den Kopf. Anfang der Neunziger war das, als er auf langen Spaziergängen in Sils Maria an seiner Geschichte herumdachte, ohne den rechten Einstieg zu finden. Der Hund, der ihn begleiten sollte, paddelte weit auf den See hinaus, bis Acklin ihn kaum noch sah. «Ich war auf den Hund gekommen», sagt Acklin pointiert, «die Felle schwammen mir davon.» Plötzlich wusste er, wie die Geschichte zu packen war. In kurzen drei Monaten brachte er sie zu Papier. Ein Schreibrausch, den man dem Text auf jeder Seite anmerkt, der sich überträgt, bis man kurzatmig wird vor Lachen und Entsetzen.

Aus seinem genialen Einfall schlägt Acklin auf hundertfünfzig Seiten die herrlichsten

Funken, denn er zieht ihn gnadenlos durch. Es kommt zu weiteren Ausfahrten mit Lackschaden und Radkappenverlust, zu Putzanfällen (seitlich über die Bodenkacheln robbend), zu Stichverletzungen, Ohrfeigen, verzweifelter Erschöpfung vor dem Fernseher. Sonja hat Mitleid mit den armen Menschen in den Nachrichten; Max träumt von dem Jaguar, den er sich morgen kaufen will, vorausgesetzt, er kriegt die Frau bis dahin los. «So ein Krampf kann doch nicht ewig dauern.» – «Du unternimmst auch gar nichts.» – «Vielleicht liegt es an dir.» – «Aha. Jetzt bin ich wieder schuld, natürlich die Frau, vielleicht stimmt bei dir etwas nicht, vielleicht hast du deinen Pimmel überanstrengt.» Kräche

«Du Schwein!», schreit Sonja, dann kommt sie selbst zum Höhepunkt.

und Versöhnungen, Hassattacken und Liebeschwüre, Mordgelüste und Heulkrämpfe. Und ständig klopft das Alter an, der schleichende Verfall, die Angst, das könnte es bereits gewesen sein, mein schmerzender Rücken, dein verhärmter Zug um den Mund, da hilft nur eine Spontanerktion. «Du Schwein!», schreit Sonja, dann kommt sie selbst zum Höhepunkt. Dahinein telefonieren abwechselnd und mit steigender Kadenz Sonjas Problempatientin, die sich immerzu umbringen will, und Max' Mutter, die ihre Rindsfilets anpreist und sich monologisch Sorgen um die ganze Welt macht.

Als das Buch vor gut zwanzig Jahren erschien, liess es keine lauwarmen Reaktionen zu. «So nicht, Herr Schriftsteller!», titelte eine Zeitung, während eine andere eine hymnische Besprechung abdruckte. Eine feministische Buchhandlung lehnte es ab, das Buch zu verkaufen. Lesezirkel luden Acklin extra ein, um ihm ihre Begeisterung persönlich mitzuteilen.

Acklin hat mit dem «Tangopaar» eine Generalmetapher gefunden für das grosse Ding zwischen Mann und Frau. Sie taugt zum Slapstick, denn sie ist voll und ganz im Fleischlichen verhaftet. Mit fröhlicher Sezierlust zeigt der Autor, wie zwei Menschen auf engstem Raum, *face to face* und in totaler körperlicher Abhängigkeit dazu verdammt sind, zwanzig Ehejahre im Zeitraffer zu wiederholen: ein furioser Gewalttritt durch alle Missverständnisse, alle Aufschwünge, alle Abstürze.

Dafür ist Jürg Acklin Fachmann. Der studierte Sozialwissenschaftler, der früher Leh-



*Liebesgeschichten für Fortgeschrittene*: Schriftsteller Acklin.

rer, dann Redaktor beim Fernsehen war, führt seit 1983 eine psychoanalytische Praxis. Er ist zum dritten Mal verheiratet. Was ihm im eigenen Leben wie auf der Couch begegnet, schreit nach Zuspitzung, Überhöhung und Verdichtung. An die zehn Romane hat er bisher veröffentlicht. Mit Karacho erzählt Acklin seine Geschichten, unerschrocken und deutlich, ohne falsche Scham, ohne falsches Mitleid. Aber niemals lieblos. Alle seine Romane sind Liebesgeschichten. In «Defekt» etwa verliebt sich ein Patient in seine Analytikerin. In «Der Vater» liebt ein Sohn seinen gewindelten, auf vierzig Kilo geschrumpften Vater. In «Der

Känguruhmann» liebt ein Riesenembryo seine Mutter so sehr, dass es sich weigert, geboren zu werden. Acklin schreibt Liebesgeschichten für Fortgeschrittene.

Am 20. Februar 2015 feiert der Schriftsteller seinen 70. Geburtstag. Man hört, er habe sowohl den Fahrtauglichkeitstest als auch den Psychotherapeutentest bestanden, die ab diesem Alter obligatorisch sind. Ausserdem habe er sich einen neuen Hund zugelegt. Das lässt hoffen – auf lange Spaziergänge am See, auf die unvermeidlich davonschwimmenden Felle und zu guter Letzt – auf ein neues Buch vom schnellsten Schweizer, den ich kenne.

## Jazz

# Songs für einen sehr entfernten Verwandten

Von Peter Rüedi

Nein, Jazz enthält dieses schöne Album nicht, aber es ist sozusagen eine Lektion *ex negativo*, was Jazz sein kann. Was an der Prominenz des Sängers liegt und an derjenigen dessen, dem er diese Hommage widmet. Dabei ist insofern höhere Ironie im Spiel, als der Geehrte selbst zeit seines Lebens nur zähneknirschend als Jazzsänger akzeptiert wurde. Dass Bob Dylan in seinem 74. Lebensjahr sich vor Frank Sinatra und den Songs des «GAS» verneigt, des «Great American Songbook», wird den orthodoxeren Teil seiner Fans so verwirren wie jene von Ray Charles, als «The Genius» 1965 die LP «Country and Western meets Rhythm and Blues» veröffentlichte. Eine Art Verrat, vergleichbar dem Bekenntnis von Miles Davis, einen Grossteil seiner Phrasierung verdanke er Frank Sinatra. Nicht nur die schwarze Gemeinde heulte damals auf. Inzwischen sind die Grenzen etwas durchlässiger geworden. Was veranlasste Bob Dylan (wenn er, ein eminenter Poet *sui generis*, überhaupt ein Coveralbum plant) ausgerechnet zu diesem Epitaph für «Ol' Blue Eyes»? Nostalgie kann es nicht sein. Als die Originale dieser *torch songs* in den fünfziger Jahren bei Capitol erschienen, mit üppigen Streicherarrangements von Nelson Riddle oder Gordon Jenkins, stand der junge Dylan auf Musik wie die von Little Richard, also den Protest dagegen. Es liegt am grösseren Zusammenhang. Das «GAS» ist in seiner populärmusikalischen Summe so etwas wie ein Teil des amerikanischen kollektiven Unbewussten, und keiner verkörperte es wie Sinatra. Und realisierte gleichzeitig in den subtilen Abweichungen, in seiner zum Teil buchstäblich atemraubenden Phrasierung, in der Differenz zwischen Rhythmus und Metrum sich selber. Demgegenüber singt Dylan die Songs bewundernswert schlicht, bescheiden, «kunstlos». Dylan ist kein Jazzsänger, aber er macht bewusst, dass Sinatra einer war. Auch dadurch, dass das erste Stück, «I'm a Fool to Want You», eine doppelte Hommage ist. Es ist ein Kultstück von Sinatras grossem Vorbild Billie Holiday, aus deren letzter zu Lebzeiten veröffentlichten Platte, «Lady in Satin». Eine Art Testament.



**Bob Dylan:** Shadows in the Night. Columbia 88875057962

## Top 10

### Knorrs Liste

1	<b>Birdman</b> ★★★★★ Regie: Alejandro González Iñárritu
2	<b>The Imitation Game</b> ★★★★★☆ Regie: Morten Tyldum
3	<b>Foxcatcher</b> ★★★★★☆ Regie: Bennett Miller
4	<b>Baymax</b> ★★★★★☆ Regie: Don Hall / Chris Williams
5	<b>Wild</b> ★★★★★☆ Regie: Jean-Marc Vallée
6	<b>Wild Tales</b> ★★★★★☆ Regie: Damián Szifrón
7	<b>Paddington</b> ★★★★★☆ Regie: Paul King
8	<b>Blackhat</b> ★★★☆☆ Regie: Michael Mann
9	<b>Jupiter Ascending</b> ★☆☆☆☆ Regie: Andy Wachowski, Lana Wachowski
10	<b>Fifty Shades of Grey</b> ☆☆☆☆☆ Regie: Sam Taylor-Johnson

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>Fifty Shades of Grey</b> 91963 Regie: Sam Taylor-Johnson
2 (1)	<b>Honig im Kopf</b> 18077 Regie: Til Schweiger
3 (-)	<b>John Wick</b> 14648 Regie: David Leitch, Chad Stahelski
4 (-)	<b>Spongebob Movie (3-D)</b> 12988 Regie: Paul Tibbitt
5 (3)	<b>The Imitation Game</b> 8716 Regie: Morten Tyldum
6 (2)	<b>Jupiter Ascending (3-D)</b> 7708 Regie: Andy Wachowski, Lana Wachowski
7 (4)	<b>Usfahrt Oerlike</b> 7124 Regie: Paul Riniker
8 (5)	<b>Baymax</b> 3925 Regie: Don Hall/Chris Williams
9 (7)	<b>Fünf Freunde 4</b> 3742 Regie: Mike Marzuk
10 (10)	<b>Birdman</b> 2871 Regie: Alejandro González Iñárritu

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	<b>Maze Runner (Fox)</b>
2 (1)	<b>Sin City 2 (Impuls)</b>
3 (2)	<b>Lucy (Universal)</b>
4 (3)	<b>Gone Girl (Fox)</b>
5 (-)	<b>Madame Mallory ... (Rainbow)</b>
6 (5)	<b>The Giver (Ascot Elite)</b>
7 (4)	<b>Sex Tape (Sony)</b>
8 (6)	<b>Guardians of the Galaxy (Disney)</b>
9 (8)	<b>Monsieur Claude... (TBA)</b>
10 (-)	<b>Criminal Minds –Staffel 9 (Disney)</b>

Quelle: Media Control



Wechselbad der Emotionen: «Whiplash».

### Kino

## Ein Dynamo schlägt Funken

Der Aussenseiter unter den Oscar-Anwärtern, «Whiplash», ist das böse Drilldrama eines Jazzmusikers.

Von Wolfram Knorr

Das Schlagzeug ist ein betörendes Rhythmusgift, ein Monstrum musikalischer Schaustellerei. Von allen Bandkollegen ist der Drummer der exzentrischste Drahtzieher auch visueller Effekte. Wieso stand ein solcher Musiker noch nie im Zentrum eines Spielfilms? Natürlich gibt es ihn, aber nur als musikalischen Sidekick. Ein Opus, das sich einzig und alleine diesem mit blossem Lärm und Krwall assoziierten Instrument, im Gegensatz zu den «edlen» wie Piano oder Violine, widmet, ist ein Novum, und mit einem solchen, dem Debütfilm «Whiplash», gelang dem jungen Amerikaner Damien Chazelle gleich ein Knaller: Golden Globe für die beste Nebenrolle (J.K. Simmons), fünf Oscar-Nominationen und Abräumer bei den Bafta-Awards!

Der neunzehnjährige Andrew Neyman (Miles Teller), Student einer Musikhochschule in Manhattan, lernt Schlagzeug, wird vom Vater, einem erfolglosen Schriftsteller, und von Verwandten deshalb milde belächelt und gerät an Terence Fletcher (J.K. Simmons), einen unnachgiebigen Lehrer, der keinen Fehler duldet, den Jungen demütigt und einem permanenten Wechselbad der Emotionen aussetzt. Um nicht wie sein Vater (Paul Reiser) in der Mittelmässigkeit zu enden, lässt Andrew die Freundin sausen, um nur zu üben, zu üben, bis seine Finger bluten und seine Seele von seinem Overdrive-

Ehrgeiz fast zerrissen wird. Sein Quälgeist, Chef einer Jazzband, begründet seine Mitleidlosigkeit mit einer Charlie-Parker-Episode. Als der Altsaxofonist mal schlecht vorbereitet kam, habe ihn Schlagzeuger Jo Jones vor Wut mit dem Wurf eines Beckens fast geköpft.

«Whiplash» ist ein furioses Trommelfeuer, aber hinter den kochenden, brodelnden und stürmenden musikalischen wie emotionalen Schlägen, vorwärts getrieben vom perfektionsbesessenen Fletcher mit seinem Kanonenkugelschädel, lauert die dramaturgische Konstellation einer Kasernenplatzdressur. Man kennt die Plots um Schwächlinge, die die rüde Ausbildung zum Charakter-Elite-Amerikaner hochschleift. Der Parcours zur Erziehung seelischer Mobilmachung ist hier natürlich ein simpler Übungsraum, aber auch Fletcher demütigt den Jungen mit den Argumenten der Army-Schleifer («Dein Daddy war ein Hurenbock...»): «Dein Vater ist Lehrer, als Autor wohl nur Mittelmass.» Auch zu Strafübungen wird gegriffen, jeder falsche Takt oder falsche Schlag wird sofort bestraft, bis der Junge am Ende seines Opferituals dann doch noch triumphieren darf.

«Whiplash» liegt ein Kurzfilm zugrunde, der auf dem Sundance-Festival Preise gewann. Erst dank dieses Echos fand Chazelle Geldgeber für einen Abendfüller und mit Miles Teller einen Schauspieler, der selber Schlagzeug spielt. Das

Kammerspiel ist schon wegen des visuell ergiebigen Instruments eine Steilvorlage für rabiate, diabolische Attacken. So trocken und knallhart, wie die Drum-Schläge sind, ist die Montage. Keine Muse wird geküsst, kein Bruder Lustig setzt schöne Weisen – ein Dynamo schlägt elektrische Funken. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Selma** — Kein Biopic über Martin Luther King, sondern ein handfester Politfilm. Regisseurin Ava DuVernay und Autor Paul Webb konzentrieren sich einzig und alleine auf das Jahr 1965, als die Polizei von Alabama Demonstranten, ausschliesslich Schwarze, krankenhaushausreif niederknüppelte. Die brutale Hatz fand – ausgerechnet – auf jener Brücke in Selma statt, die man nach dem Gründer des Ku-Klux-Klan Edmund Pettus benannt hatte. Auf dieser Brücke erlebten Martin Luther King und seine Mitstreiter der Bürgerrechtsbewegung auch ihren Triumph, dank der Medien und Kings immer wiederkehrenden diplomatischen Treffen mit Präsident Lyndon B. Johnson. Denn den Schwarzen von Alabama ging es vor allem um das verbrieftete Recht, wählen zu dürfen, endlich ins Wahlregister aufgenommen zu werden. Der Staat, unter dem Erzreaktionär Gouverneur George Wallace, hatte es ihnen stur verweigert. DuVernays Regie ist zupackend und seine stärksten Momente hat



Handfester Politfilm: «Selma».

«Selma» bei den zahlreichen Treffen mit Johnson. Der Brite David Oyelowo spielt King mit kraftvollem Charisma, und Tom Wilkinson als Johnson ist in seiner hageren Steifheit und Verlorenheit ein Ereignis. Ein Film, der durch die jüngsten Rassenkrawalle von beunruhigender Aktualität ist. Völlig zu Recht mit einem Oscar für den besten Film nominiert. ★★★★★



Hefzig: «Dora oder Die sexuellen Neurosen...».

**Dora oder Die sexuellen Neurosen unserer Eltern** — Behinderte und Sex ist im Kino nicht gerade ein mehrheitsfähiges Thema. Umso mutiger, dass sich Stina Werenfels («Nachbeben») des Themas, auf dem gleichnamigen Bühnenstück von Lukas Bärfuss beruhend, gegen alle Widerstände (auch und gerade finanzielle in der Schweiz) annahm und es durchsetzte. Die achtzehnjährige, geistig behinderte Dora (Victoria Schulz) entdeckt ihre Sexualität, verliebt sich in den zwielichtigen Junggesellen Peter (Lars Eidinger) und wird schwanger. Heftiger und unverblümt als im kanadischen Film «Gabrielle» zum gleichen Thema, geht es hier zur Sache. Gleichwohl gibt es Konstellationen, die nicht recht überzeugen. Etwa bleibt Peters «freie» Sexualität mit Dora im Kontrast zu Doras «bürgerlichen» Eltern Behauptung. Der rasante realistische Zugriff überwältigt zwar, lässt aber die Rolle der Eltern, das Verhältnis der Mutter zur Tochter zu sehr im Vagen hängen. Da hätte man gerne über die Beziehung ein wenig mehr erfahren. ★★★★★

röse zu verlieren. Cruise, Pitt und Clooney führen das erfolgreich weiter und behalten ihre «Schauwerte» bei. Es gibt übrigens eine Tendenz zur Rückkehr des reinen Phänotypus (wahrscheinlich durch die TV-Serienkultur ausgelöst). Cruise, Pitt, Clooney haben ihre individuellen Profile mit bestimmten Manierismen, die überzeugen, wenn sie das richtige Filmsujet für ihre «Aura» gewählt haben. Insofern ist es unmöglich, eine Auswahl zu treffen, den Besten zu bestimmen.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fragen Sie Knorr

**Tom Cruise, Brad Pitt, George Clooney: Wer ist Ihrer Meinung nach unter diesen Stars der beste Schauspieler?** A. K., Zürich



Auch das amerikanische Kino hat sich dem Realismus zugewandt, Gesichter und Gesten der (männlichen wie weiblichen) Stars sind «realistischer» geworden. Manche verweigern sich jeglicher Typisierung. Eine interessante, zukunftsweisende Variante fand Sean Connery, als er sich dem Bond-Image erfolgreich entzog, ohne aber das Glamou-

## Film

# Gnadenlose Dauerrose

Von Wolfram Knorr

Im Kitschgewerbe gibt es den Begriff der «Dauerrose», die Verewigung der Vorlust. Davon leben alle Lore- und anderen Groschen-Liebesromane: Da quellt die Sehnsucht und sonst nix. Davon zehrte auch die «Twilight»-Romanze. Nur hatte die Autorin mit dem Vampir, der eine Normale liebt, noch einen «Glaubwürdigkeits»-Dreh gefunden. In «Fifty Shades of Grey» existiert eine solche Barriere nicht mehr, ausser dass er superreich ist und sie ein armes Hascherl. Er will sie zum Sado-



Kopulationsmystik: «Fifty Shades of Grey».

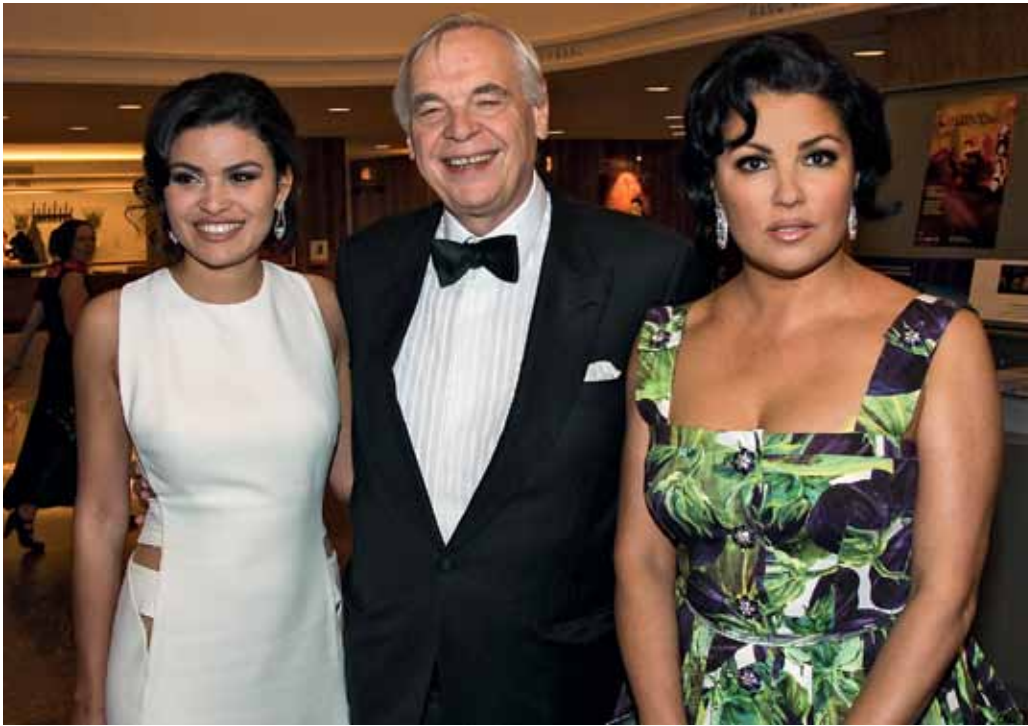
maso-Spielen, sie will ihn lieben. Aus Kopulationsekstase wird Kopulationsmystik, aus einem Konflikt Seifensiederei, aus sexueller Lust Konsumseligkeit. Zwei Gartenzwerge in der Luxusboutique, wo alles superschön ist: Wohnen, Lieben, Essen, Trinken, Reisen. Kein Wunder, dass sich dieser Orgie, von Automarken über Weine, Unterwäsche, Baumarktketten bis zu Spielzeugen, fast die komplette Warenindustrie ranhängte. Denn die liebt die «Dauerrose»: Ihre Produkte sind Ersatz.

Die gnadenlose Schnarchnummer, mit einer gefühlten Dauer von fünf bis sechs Stunden, ist echter Masochismus: Qualvoll, wie unter Ausschluss des Hirns der Hintern gnadenlos strapaziert wird. Trotzdem hat dieses Martyrium geistiger Debilität eine Szene, die unfreiwillig traumhaft irre ist: Wenn der Pflaumenaugust (Jamie Dornan) nach Räkelaht mit dem taufrischen Schnuckelchen (Dakota Johnson) sich an den Flügel setzt und mit Post-coitum-omne-triste-Blick eine Melancholie-Weise klimpert.

Im Ernst, es reicht. Das Medium ist durchgeknallt, das Parkett verarscht.

# Tausendsassa Pereira

Das aufregende Leben eines Opernintendanten; Nachwuchs bei Ciriaco Sforza. Von *Hildegard Schwaninger*



*Synergien:* Pereira mit Freundin de Souza (l.), Opernstar Netrebko (r.)

Bei der Premiere von «Juliette», einer Oper von **Bohuslav Martinu**, die Hausherr **Andreas Homoki** inszenierte, sass **Alexander Pereira** in der Parkettloge, zwischen der Mutter seines Vorgängers und dessen Ehefrau. Pereira hat einen weiten Weg zurückgelegt, seit er 2012 von Zürich wegging. Zwei Jahre als Leiter der Salzburger Festspiele, jetzt Intendant der Mailänder Scala. Im Opernhaus, das er 21 Jahre lang geleitet hatte, kam er noch kurz an die Premierenfeier und verschwand bald. Am nächsten Tag stürzte er sich schon mittags in den Smoking. Er hatte einen Auftritt in seiner Paraderolle: Haushofmeister in «Ariadne auf Naxos». Sein erster Satz in dieser Rolle: «Muss allerdings bemerken, dass ich pressiert bin» stimmte. Es war Nachmittagsvorstellung, und Pereira musste schon am Abend in Mailand sein. Dort hatte er seine erste Premiere (die Prima, «Fidelio», wurde noch von seinem Vorgänger **Stéphane Lissner** verantwortet): «Aida», inszeniert von **Peter Stein**, **Zubin Mehta** dirigierte.

Der Montag drauf ein Glückstag für Pereira: Sein Vertrag mit der Scala wurde auf fünf Jahre bestätigt. Vorher hatte man seinen Vertrag bis Ende 2015 verkürzt, für einen Mann seines Kalibers eine Demütigung! Leicht wird es ihm in der lombardischen Metropole nicht gemacht. Zurzeit kämpft er mit den Gewerkschaften, die verbieten, dass er am 1. Mai mit «Turan-

dot» sein für die Expo geplantes Monsterprogramm (an der Scala soll jeden Abend gespielt werden) eröffnet. Traditionell wird in Italien am Tag der Arbeit nicht gearbeitet. Pereira wird wohl eine Lösung finden. Da hat er seine spezielle Art. Kürzlich, bei einer Konferenz mit der Gewerkschaft, gerieten sich die Parteien in die Haare. Man brüllte sich gegenseitig an. Auch Pereira brüllte. Dann brachte er die Gruppe zur Ruhe, und nach einem Moment der Stille stand er auf – und begann zu singen.



*Versöhnt:* Dirigent Welser-Möst.

Alexander Pereira ist mit fast übermenschlicher Energie gesegnet. Manchmal kann er auch Wunder herzaubern. Ein solches Wunder erlebte **Kurt Compagnoni**, der Elektrogrossunternehmer, der Gönner des Opernhau-

ses und auch sonst Kunstfreund ist. Ihn und seine Frau **Carine** nahm Pereira (als er Intendant in Salzburg war) zu einem Abendessen beim Roche-Gewaltigen **Franz Humer** in dessen herrschaftliche Wohnung über dem Residenzplatz mit. **Compagnoni** hatte zufällig Geburtstag. **Anna Netrebko** war da, sang für **Compagnoni** «Happy Birthday» und küsste ihn rechts und links auf die Wange. Pereira hatte am gleichen Abend noch ein Abendessen mit **Plácido Domingo** (dessen Hochzeitstag mit **Marta**) zu bestreiten, und dann noch eins. Seine grosse Liebe **Daniela de Souza** war natürlich dabei. Wie Pereira das schafft? Er trinkt keinen Alkohol. Solche Abendessen schaffen Synergien, und **Kurt Compagnoni** macht demnächst mit seinem Kader einen Betriebsausflug, natürlich an die «Scala», ins Ballett «Giselle».

Auch Pereira's Begabung zur Versöhnung trägt Früchte. **Georges Prêtre** sollte zur Feier seines 90. Geburtstags die 8. Symphonie von **Anton Bruckner** dirigieren. Er sagte aus gesundheitlichen Gründen ab. Da kam Pereira **Franz Welser-Möst** in den Sinn, sein ehemaliger Generalmusikdirektor in Zürich, mit dem er eine Zeitlang zerstritten war, sich dann aber versöhnte, was zu einem herrlichen «Rosenkavalier» in Salzburg führte. **Welser-Möst**, wie **Bruckner** in Linz geboren, springt im März für **Prêtre** ein.



*Im Hoch:* Sforza, Meyerstein.

Fussballstar **Ciriaco Sforza**, der Trainer des FC Wohlen, ist im Hoch. Er ist als Trainer von deutschen Clubs umworben, und er wird wieder Vater (aus erster Ehe hat er zwei erwachsene Kinder). Seine Freundin **Marlene Meyerstein**, blond und sehr hübsch, ist im fünften Monat schwanger. Die Unternehmerin, die mit ihrer Schwester **Janine Meyerstein** die Autowaschanlagen **Autop** (vulgo: «Stützwösch») führt, macht damit auch ihren Vater **Beat Meyerstein**, der ein begeisterter Familienmensch ist, glücklich. Er ist – **Janine** brachte im September **Zwillingsmädchen** zur Welt – bereits doppelter Grossvater.

**Im Internet**

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

## Ganz natürlich

Die Illustratorin Lisa Tristran, 27, und der Bauunternehmer Waide Singer, 28, haben kürzlich geheiratet. Auf einer Farm in Afrika.



«Kurz und schmerzlos»: Ehepaar Tristran-Singer.

**Lisa:** Die Farm meiner Grosseltern ist uralt und blickt auf eine bewegte Geschichte zurück: Deswegen und weil mit den riesigen Orangenplantagen und dem wunderschönen Haus so viele Erinnerungen verbunden sind, wollte ich den wichtigsten Tag meines Lebens auf diesem Anwesen feiern.

**Waide:** Das prachtvolle Haus liegt in Nelspruit, einer Stadt, die an den Krüger-Nationalpark angrenzt, und gleichzeitig verbindet dort der Maputo-Korridor die Gegend mit Johannesburg. Viele Gäste kamen von sehr weit her über die Hauptstadt zum Fest. Nach heissen Stunden auf der Autobahn gerieten sie über verschlungene Pfade zur Farm. Exotische Wildtiere und eine prächtige Fauna nahmen sie in Empfang. Die frischen Gerüche der Natur und die starken Farben bildeten eine natürliche Szenerie, und Tausende von Orangensträuchern dienten als Dekoration.

**Lisa:** Ich trug ein nostalgisches Hochzeitskleid mit langen Ärmeln, so wie es früher üblich war. Wir sind beide Atheisten; die Zeremonie inhaltlich interessant und anrührend zu gestalten, war im Vorfeld eine Herausforderung. Ich war irgendwann entnervt und überliess alles dem freien Redner, den wir gebucht hatten.

**Waide:** Die Nervosität war sehr gross, weil wir ja nicht wussten, was uns erwarten würde. Doch alles geschah kurz und schmerzlos. Lisa fragte mich wenig später, warum ich denn beim Ja-Wort nicht gelächelt hätte. Ich antwortete: «Weil ich sonst vor Rührung geheult hätte.»

**Lisa:** Der Anfang des eigentlichen Festes fand im Freien statt, in den langen Alleen, die zur Farm führen, in den wilden Gärten und auf den Plantagen, die das historische Anwesen umgeben. Ich liebte das Einbrechen der Nacht in Afrika schon immer, der Himmel zeigt sich bei Sonnenuntergang in prächtigsten Bildern. Die Klänge und Gerüche verändern sich in dieser Zeit, tausend Vögel ziehen sich zwitschernd in die Baumkronen zurück, und dann ist es auf einmal stockdunkel und sehr still: Dies waren magische Momente, und nachdem die Nacht hereingebrochen war, begann das rauschende Fest im Innern des Hauses.

**Waide:** Wir sind seit acht Jahren zusammen, doch getanzt hatten wir bis zu diesem Zeitpunkt noch nie miteinander. Ich nahm meine Frau in den Arm, und wir legten einen langsamen, nicht gerade perfekten, aber innigen Hochzeitstanz hin.

**Lisa:** Danach liefen wir mit unseren Gästen erneut durch die Natur. Es war stockdunkel, und ich erinnerte mich an meine Kindheit. Bereits damals unternahm ich nächtliche Streifzüge, und wenn ich zurückkehrte, wurde mir heisse Schokolade in einer grossen Porzellantasse serviert. Diesmal blieb mein Kleid an einem Baum hängen und riss. Ich sagte Waide, er solle einfach daran reissen. Danach stand ich – die zuvor wie eine Farmerin aus dem vorigen Jahrhundert aussah – in einem sexy Minikleid da.

**Waide:** Die Party war endlos und wild. Den Grossteil der Gäste konnten wir auf der Farm unterbringen, und den ersten Sonnenaufgang als Ehepaar genossen wir gemeinsam mit Freunden und Verwandten.

Protokoll: Franziska K. Müller

## Morgensonne

Von Andreas Thiel — Reden wir doch mal über etwas Erbauliches.

**Talkmaster:** Herr Thiel, können Sie nicht zur Abwechslung einmal etwas Schönes, Erbauliches berichten?

**Thiel:** Der Spatz ist Vogel des Jahres.

**Talkmaster:** Das soll erbaulich sein?

**Thiel:** Für den Spatz vielleicht, ich weiss es nicht.

**Talkmaster:** Wieso ist der Spatz Vogel des Jahres? Der ist doch nicht bedroht.

**Thiel:** Und ob, er leidet unter Wohnungsnot, habe ich am Radio gehört.

**Talkmaster:** Der Spatz findet keine Nistplätze mehr?

**Thiel:** Nein, weil jetzt alle Häuser nach dem Minergie-Standard saniert werden, findet der Spatz keine Mauerritzen oder Nischen mehr, um sein Nest zu bauen.

**Talkmaster:** Was ist mit den Bäumen?

**Thiel:** Ich weiss nicht, vielleicht bringen es die Umweltregulatoren und Propagandisten des Minergie-Standards ja fertig, den Spatz genetisch so zu verändern, dass er auch auf Bäumen nistet.

**Talkmaster:** Armer Spatz.

**Thiel:** Ja, der Minergie-Standard zerstört die Artenvielfalt sogar dort, wo sie bislang unzerstörbar schien.

**Talkmaster:** Kann man denn rein gar nichts dagegen tun?

**Thiel:** Man soll Vogelhäuschen aufhängen, haben sie im Radio gesagt.

**Talkmaster:** Spatzenhäuschen?

**Thiel:** Ja, und die soll man nach Südosten ausrichten.

**Talkmaster:** Ist das wahr?

**Thiel:** Ja, damit die Morgensonne ins Spatzenhäuschen scheint. Ist das nicht schön? Nach all den Terroranschlägen und geköpften Christen ist es das Schönste, was ich seit langem gehört habe.

**Talkmaster:** Was?

**Thiel:** Dass man Vogelhäuschen nach Südosten ausrichten soll.

**Talkmaster:** Ja, das ist eine schöne Nachricht.

**Thiel:** Aber irgendwie auch beunruhigend.

**Talkmaster:** Wieso?

**Thiel:** Im Südosten liegt Mekka.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



## Erst lesen, dann trinken

Von Peter Rüedi



Von einem grossen Schauspieler heisst es, der «könnte auch das Telefonbuch spielen». Er sollte, mein Vorschlag, zu einem Band greifen, der das Format eines dickeren Telefonbuchs hat, nichts als schmucklose Listen und Zahlenreihen enthält und doch zu meinen bevorzugten Lektüren gehört. Regelmässige Leser dieser Kolumne ahnen es: Ich meine den «Vinfox», den «umfassenden Wein-Einkaufsführer» der Schweiz, im besonders privilegierten, aber auch besonders unübersichtlichen Markt unseres Landes ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der nicht zu den (keineswegs verachtenswerten) Konsumenten gehört, die ihren Bedarf von Tag zu Tag oder Woche zu Woche beim Grossverteiler decken. (Denen wird mit dem auf dieses Segment konzentrierten «Weinseller» von Chandra Kurt geholfen.) Der «Vinfox» ist vor allem in diesen grauen Wochen meine Lieblingslektüre, in denen ich, von Degustationen mit dem Tropfenzähler abgesehen, meine alkoholische Fastenzeit absolviere. Die 139 Franken, die er kostet, sind subito amortisiert. Zum Beispiel wenn jemand den hochehrlichen St-Julien Léoville Las Cases 2009 (98+/100 Punkte bei Parker, 95+ bei Tanzer, 98 im *Wine Spectator* und 20/20 im *Weinwisser* – auch das erfährt er im «Vinfox») bei Cave BB kauft statt im Vennerhus, Grosshöchstetten, spart er Fr. 200.55: Der eine Händler verkauft die Flasche für Fr. 289.45, der andere für Fr. 490.–. Der Meursault 2011 des mythischen Coche-Dury bietet gleiches Sparpotenzial: Bei Globalwine in Zürich gibt's ihn für Fr. 250.–, bei Ratti in Celerina kostet er Fr. 350.–. Die Beispiele (es sind keineswegs die krassesten) liessen sich endlos erweitern. Der «Vinfox» ist dennoch nicht in erster Linie eine Bibel für Schnäppchenjäger. Extrem günstige Angebote können Lockofferten mit kleinsten Mengen sein, und überhaupt ist das Verzeichnis dann die grösste Hilfe, wenn einer wissen will, wo überhaupt eine Spezialität aufzutreiben ist. Ich nenne nur die Weine der provenzalischen Domaine de Trévallon (bei Arvi in Melano).

**Vinfox.** W & H Verlags AG, Unterägeri. Fr. 139.–  
**Chandra Kurt:** Weinseller 2015. Werd-Verlag. Fr. 29.90

## Erweiterter Alpenraum

Erfreuliches aus dem autofreien Ferienort Braunwald: Es gibt dort einen guten Koch. Von David Schnapp



Deftige, aber feine Alpenküche: Beat Schittenhelm, Restaurant «Ahorn».

Manche Traditionen gibt man nur schwer auf. Was die Skiferien betrifft, bin ich sozusagen nationalkonservativ. Seit ich denken kann, verbringen wir – in wechselnder familiärer Zusammensetzung – im Winter eine Woche in Braunwald GL. Mondän war der autofreie Kurort, den man nur per Standseilbahn erreicht, nie. Dennoch hat er im Laufe der Jahre an Glanz eingebüsst; Läden, Hotels, Restaurants, das Schwimmbad wurden geschlossen, der Touristenstrom wurde dünner.

Auch kulinarisch war Braunwald nie eine Traumdestination, heute noch irritiert das Gulasch aus der Konserve, das für Fr. 9.90 in Restaurants am Pistenrand angeboten wird. Ein Mann hält dagegen: Beat Schittenhelm, Gastgeber und Küchenchef im «Ahorn». Mit viel Holz und gutem Geschmack wurde hier 2011 ein Boutique-Hotel hingestellt, wo man in Chalets und grosszügigen Suiten wohnen kann.

Und man kann gut essen im «Ahorn». Der Bündner Schittenhelm pflegt hier eine Art erweiterte Alpenküche, Capuns aus seiner alten Heimat bereitet er ebenso fein zu, wie er den typischen Glarner Schabziger, den würzigen Klee-Frischkäse, in ein Gericht verweben kann. Wochentags wird auch ein mehrgängiges Gourmetmenü angeboten. Wir dagegen wenden uns an einem klirrend kalten Sonntagabend der bodenständigen Küche zu, die im «Ahorn» aber mit Raffinement zubereitet wird.

Das beginnt beim Salat: Er ist frisch, mit leicht bitteren Wintersorten angereichert, dazu Sonnenblumen-, Walnuss- und Kürbiskerne sowie Croûtons. Eigentlich ist es nicht so schwer, einen guten Salat zuzubereiten. Warum es trotzdem vielen Restaurants nicht gelingt, ist mir ein Rätsel. Fürs Dressing nimmt Schittenhelm Olivenöl, Balsamicoessig, Knoblauch, Kräuter und Ahornsirup, um die Säurespitzen zu brechen.

Es folgen die erwähnten Capuns, vollmundig und nussig, garniert mit ausgezeichnetem Lammfleisch. Etwas blass – oder vielleicht einfach zu salzarm – schmecken die Bergkäseravioli mit Pinienkernen und Kartoffeln sowie – Tusch! – Federkohl. Dieses grossartige Gemüse schmeckt nicht nur gut, es gehört auch zu den sogenannten Powerfoods, die dramatisch gesund sein sollen. Schittenhelm, der alleine in der Küche steht, versteht es, mit wenigen Kniffen aus einem simplen Gericht etwas Besonderes zu machen. Die Schweinspiccata – von ausgezeichneter Qualität – wird mit etwas Ziger ergänzt, was ihr Kraft und charakteristische Würze verleiht. Mit Gnocchi, Karotten und nochmals Federkohl wird daraus ein deftiges, aber feines Alpengericht.

**Boutique Chalet Hotel und Restaurant Ahorn**  
 Ahornweg 2, 8784 Braunwald. Tel. 055 653 50 50  
 Während der Saison bis 12. April 2015  
 täglich geöffnet





Auto

## Ich, der Aargauer

Der Scirocco R ist das bezahlbare Sportcoupé von VW – der Wagen für das eilige Volk. *Von David Schnapp*

Aus aktuellem Anlass zunächst eine biografische Angabe: Ich bin geboren und aufgewachsen im Aargau. Das ist insofern von Bedeutung, weil es in dieser Kolumne um den VW Scirocco R geht, den ich als Testwagen mit einer Lackierung in «Rising Blue», 19-Zoll-Felgen und einem AG-Nummernschild zur Verfügung gestellt bekam. Der Scirocco – seit 1974 gebaut – ist als Volkssportwagen ein Klassiker. Ich erinnere mich an einen Kollegen, der sozusagen im selben Moment, als er den achtzehnten Geburtstag feierte, auch gleich «das Billett» machte, was mir typisch aargauisch

erschien, und sich als Erstes einen Scirocco zulegte – möglicherweise in grüner Farbe, aber da könnte mich meine Erinnerung täuschen.

Etwas mehr als zwanzig Jahre später fahre ich nun also selbst diesen Scirocco R, der wohlweise ein ganz netter Kerl ist, um im nächsten Moment mit einem kernigen, sonoren Grollen des Motors davonzuziehen: 280 PS entwickelt der aufgeladene Vierzylindermotor aus zwei Litern Hubraum und erreicht Tempo 100 nach 5,6 Sekunden. Das sind sehr ordentliche Werte bei einem Verbrauch von etwas mehr als acht Litern auf hundert Kilometer in unserem Test. Gebaut wird der Scirocco auf Basis des VW Golf, und gedacht ist er für Leute, denen ein Golf am Ende doch zu brav ist.

### Die Sache mit dem Frontantrieb

Als ich mich zum ersten Mal in den Scirocco setze, wo ich ein aufgeräumtes Cockpit aus solidem Kunststoff sowie Sitze aus schwarzem Leder vorfinde, wird mir schlagartig klar, dass es vielleicht zwanzig Jahre zu spät ist, um dieses feingezeichnete Coupé zu fahren. Es geht beim Einstieg tief hinunter, die Dachlinie ist dem

Kopf im Weg, man braucht deshalb eine gewisse Gelenkigkeit, um sich halbwegs geschmeidig hineinzumanövrieren. Ansonsten sieht man alt aus. Die langen Türen erschweren zudem den eleganten Einstieg in engen Parklücken.

Einmal drin, ist das Fahren mit der schnittigeren Variante des VW Golf ein leichtes Vergnügen. Ausgestattet mit dem bekannten VW-Doppelkupplungsgetriebe DSG, schaltet der Scirocco blitzschnell, wobei ich es als schneller Aargauer vorziehe, über die Schaltwippen am Lenkrad die Gänge zu wählen, und den Motor gerne etwas hochdrehen lasse. Dabei kann man in den Rundanzeigen über dem Armaturenbrett verfolgen, was der Turbolader so macht und wie es um die Öltemperatur steht.

Dann wäre da noch die Sache mit dem Frontantrieb: Der Scirocco-Motor gibt seine Kraft über die Vorderräder ab, während etwa der alltagstauglichere Golf R mit Allradantrieb ausgestattet ist, was ihm Pluspunkte bei nasser oder verschneiter Fahrbahn einbringt. So drehen beim Scirocco je nach Situation – zum Beispiel, wenn ich zu forsich aus dem Stand aufs Gas stehe – die Vorderräder kurz durch, bevor die Elektronik die Situation beruhigt. Wenn ESP, adaptive Fahrwerksregelung und die elektronische Differenzialsperre eng zusammenarbeiten, lassen sich aber Kurven erfreulich zügig angehen. Und zügige Kurven waren das Mindeste, was ich dem Scirocco mit AG-Kennzeichen bieten konnte.

### VW Scirocco R

Leistung: 280 PS, Hubraum: 2000 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: Fr. 45 950.–; Testwagen: Fr. 58 330.–





«Es muss was passieren»: Maeder, 55, einer der schillerndsten Schweizer Manager im Ausland.

MvH trifft

## André Maeder

Von Mark van Huisseling — Wie geht es eigentlich einem der eher wenigen Schweizer Manager im Ausland?

Wie laufen die Geschäfte?» – «Gut, wir sind eine profitable Firma; wir heissen heute The Kadewe Group, wir haben einen eigenen Namen seit einem halben Jahr. Wir sind ein Mittelständler, machen 600 Millionen Euro Umsatz mit rund zwanzig Millionen Besuchern pro Jahr, haben 4500 Leute im gesamten Team, drei [Waren-]Häuser und 115 000 Quadratmeter [Verkaufsfläche].» – «In der Schweiz klagen Retailer [Detailhändler] – der Herbst war mild, das war schlecht für den Verkauf von Winterkleidern, dann der hohe Franken ...» – «Was unser Geschäft schwierig macht: fünfzig Prozent Rückgang des Rubelkurses, wir machen sechs, sieben Prozent des Gesamtumsatzes mit russischen Kunden. Allerdings sind wir in der glücklichen Lage, in Berlin, Hamburg und München sechzig Prozent des Umsatzes mit lokalen Kunden zu verdienen. Wir liegen im Plus gegenüber dem Vorjahr und mit allen drei Häusern über der Entwicklung des Markts.»

André Maeder, 55, aus Bern, ist Managing Director der Kadewe-Gruppe mit je einem Warenhaus in Berlin, Hamburg (Alsterhaus) und München (Oberpollinger). Er ist zudem Chef des Kadewe Berlin (Kaufhaus des Westens; grösstes Warenhaus auf dem europäischen Kontinent, Eigenreklame). Die Warenhäuser gehörten zu Karstadt, einer deutschen Warenhausgruppe, in der Maeder Geschäftsleitungsmitglied war; heute sind sie im Besitz der österreichischen Signa Retail. Zuvor war Maeder im Vorstand von Harrods, Hugo Boss und S. Oliver, ausserdem war er von 2009 bis 2011 Charles-Vögele-Chef. Dieses Gespräch fand statt in seinem Büro im siebten Stock des Kadewe-Hauses, von wo man über die Dächer Westberlins sieht. Maeder und ich sind seit mehr als zehn Jahren geschäftlich bekannt miteinander – 2001, als er bei Harrods war, gab er mir das erste Interview seiner Managerlaufbahn.

«London, Zürich, Berlin sind Stationen Ihrer Laufbahn – wo gefällt's Ihnen am besten?» – «Mir gefiel's in London super. Ich finde aber, Berlin ist im Moment die kreativste Stadt Europas. Warum? Weil man nicht steinreich sein muss, um hier zu leben; man kann gut ausgehen, und es gibt eine coole Start-up-Kultur, nach dem Silicon Valley und London ist Berlin die Nummer drei bei jungen Unternehmen ... Und es ist ein bisschen *ruch*, das macht die Stadt aus. Aber ich hab immer gesagt: «Die grösste Lebensqualität in Europa hat Zürich.» – «Sie haben für Harrods, eine Luxusfirma, gearbeitet, für das Budgetunternehmen Charles Vögele oder für Hugo Boss, eine Marke der gehobenen Mitte ... Wo fühlen Sie sich am wohlsten?» – «Am 1. April werd ich genau vierzig Jahre im Retail sein, ich bin mit sechzehn bei Schild in Bern in die Lehre gegangen. Und danach das ganze Leben – vierzig Jahre sind ein Arbeitsleben – im Retail geblieben, immer in der Fashion. Ich hab den Massenmarkt kennengelernt und das Luxusgeschäft ... Da fühl ich mich zu Hause. Nicht, weil es gut tönt, wenn man sagen kann: «Ich arbeite in der Luxusindustrie.» Sondern weil es schöne Produkte sind.»

«Haben Warenhäuser überhaupt Zukunft? Man sagt, das Angebot sei zu breit, dafür nicht tief genug. Und Geschäfte, die nur eine Marke verkaufen, seien sowieso besser ...» – «Ich seh's anders, logisch. Ein *department store* [Warenhaus], falls er etwas Spezielles bietet, hat Chancen, ganz klar. Bei uns sind, an einem Samstag, Kunden bis zu sechs Stunden im Haus – man kann essen in 33 Restaurants, wir haben acht Beauty-Kabinen ... Und es gibt von der Wohnungseinrichtung bis zu Spielwaren oder der Hermès-Krokot Tasche für 30 000 Euro alles. Wir haben auch ein Parkhaus oder holen gute Kunden mal mit dem Mercedes ab. Man muss weit über das normale Kaufangebot hinausgehen.» – «Was ist das Wichtigste, das Sie bei Charles Vögele gelernt haben?» – «Wenn man grosse Umstellungen vornimmt, muss man schauen, dass sie von allen mitgetragen werden, vom Verwaltungsrat bis zu den Verkäufern in Ungarn. Und wahrscheinlich hätte ich das Tempo etwas drosseln sollen.» (Er versuchte, das Budgetkleidergeschäft höher und begehrter zu positionieren, etwa mit Kollektionen von Penélope Cruz oder Til Schweiger.) «Was haben Sie in Berlin gelernt?» – «Leben und leben lassen, das ist Berlin. Und damit kann ich auch gut leben.» – «Aber Sie persönlich haben es gerne zackig, nicht wahr?» – «Damit kommt man hier auch durch, das haben die Leute gern.» – «Was können Berliner und Deutsche im Allgemeinen von einem Schweizer lernen?» – «*Jä, guet*, eine gewisse Gelassenheit. Wobei gerade in Berlin die nicht zu kurz kommt.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Im Moment gefällt es mir hier sehr gut. Ich bin 55 – und werd auf jeden Fall, in irgendeiner Form, noch lange arbeiten.»

Sein liebstes Restaurant: «Paris Bar», Kantstrasse 152, Berlin, Tel. +49 30 313 80 52

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25			26				
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39						40
41											42			
43								44					45	
46											47			

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Sie trägt zur Bildung wie Einbildung bei  
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Ganz schön abgehobener Passagier. 8 Mit dem Anfang am Ende ist es fast schon eine Tropenfrucht. 11 Rückläufige Luft, typisch für die Romandie. 12 Dem Internisten auch bekannt, in der Küche dann so genannt. 14 Die Konifere ist in Sachen Grösse eine Koryphäe. 15 Sie lässt einen einiges erzählen. 17 Kurz: CH-Eisenbahn-Fachzeitschrift. 18 Manchmal fährt, dann fliegt er, voll ist er schwer. 19 Ist Suzette dabei, geht's bestimmt ums Ei. 21 Eine geadelte Teemischung, zumindest so sie Grey ist. 22 Von dort kommt dieses Wort. 24 Es war einmal ein König in Thrakien, der hiess wie das dortige Gebirge. 27 Sir Guinness, Mann der tausend Gesichter. 28 Der Planet Erde aus Sicht römischer Kaiser. 29 Der Prophet aus dem Reich Juda war ein Sozialkritiker. 32 Deutscher Dichter: Letzter Romantiker und erster Vertreter der Moderne. 34 Ein bisschen Ursula und Ulrike. 36 Ob Mensch oder Tier, wir möchten ihr nicht begegnen. 38 Solches Tun ist etwas für höhere Instanzen. 41 Tritt er ein, findet das niemand lustig. 42 Naja, sie hat halt immer was zu meckern. 43 Er fliesst durch Spanien und Portugal. 44 Bewährte Währung. 45 Macht leistungsfähiger, wie gewisse Spitzensportler wissen. 46 Sie liest sich oft einfacher im Begleittext. 47 Tragisch, wie viele aus ihrem Land flüchten müssen.

**Senkrecht** — 1 Konzentrat: Schachspielers Sitz in Lausanne. 2 Mit einem a wird der Vogel sofort zu diesem Baum. 3 Gute Verkleidung, aber sicher nicht für den Karneval. 4 Total verkehrt, hier einen thailändischen Tempelturm zu sehen. 5 Dem armen Tropf fehlt ein Knopf, was nun tun? 6 Manchmal bläst er auf der Alp auch auf dem Alphorn. 7 Eine ziemlich saftlose Sache. 8 Die Rebsorte finden wir auf einer Rundfahrt auf Sardinien. 9 Grünes Nahrungsmittel aus dem Meer. 10 Ganz schön fetzige Ständerätin. 11 Man höre und staune: ein Wau mit Blüten in den Achseln von Tragblättern. 13 Je nach näherer Bezeichnung ein Fliegel oder Fettwanst. 16 Der Verbund besteht aus Ansteuerungs- und Antriebseinheit. 20 Die Richtung ist klar gegeben. 23 Kurz übers Meer, und schon ist man in Melilla. 25 Bepflanzt oder öde, diese Gebiete. 26 Sie lässt Frauen laut Klischee geräuschvoll aufspringen. 28 Das wettermässige führt manchmal zum seelischen. 30 Die Art ist genauso Eigenart und Stil. 31 Sensibelchen, das schon mal Alarm schlägt. 33 So ist einer, der ohne Spiegel nicht sein kann. 35 Kleinteile, in der Mehrzahl für Kleine, weltweit. 36 Folgt namentlich auf Ro wie Hu. 37 Die Eigenschaft von 33 senkrecht ist auf ihn zugeschnitten. 39 Nicht das Berliner Blau ist gewünscht, sondern das aus England. 40 Die Pappelart und ihre hübschen Kätzchen. © Fritz Müller - Rätselfactory AG

## Lösung zum Denkanstoss Nr. 404

T	I	E	R	A	R	Z	T			G	R	E	I	F
I	S	F	W	O	H	L	A	U	F	A				
N	A	C	H	F	R	A	G	E	M	E	T	E	R	
A	N	H	U	I	N	A	C	H	S	P	A	N	N	
B	E	R	G	I	G	K	E	G						
R	S	L	A	S	P	A	L	M	A	S				
R	U	S	T	I	C	O	C	A	P	G				
E	C	O	T	S	C	H	R	E	I	T	E	N		
E	H	R	S	A	M	E	I	N	S	A	M			
D	G	A	L	I	L	E	I	N	E	B	E	L		
E	V	E	L	I	N	E	B	I	R	E	N			
R	N	E	A	G	H	E	R	N	E	S	T	A		

**Waagrecht** — 1 TIERARZT 6 GREIF 10 WOHLAUF 12 NACHFRAGE 15 METER 17 ANHUI 18 NACHSPANN 19 BERGIG 20 LASPALMAS (span. f. die Palmen; Stadt) 23 RUSTICO (umgebauter Stall im Tessin, rustikale Bauform) 26 CAP (Schirmmütze, (auch mask. und femin.)) 27 ECO (Der Friedhof in Prag; Buchtitel v. Umberto Eco; it. f. Echo) 28 (zur Tat) SCHREITEN 31 EHRSAM 34 EINSAM 35 GALILEI 37 NEBEL 38 EVELINE (Widmer-Schlumpf) 39 IREN (rein) 40 NEAGH 41 ERNESTA (entspricht dem männl. Vornamen Ernst)

**Senkrecht** — 1 TINA (Nati) 2 ESCHE 3 AFFIG 4 ZWANGLOS 5 TOGA 6 GAMS 7 RUEPEL 8 EFTA 9 FARN 11 HECKSCHEIBE 13 ANBRUCH 14 HURST 16 ENGAGEMENT 21 PARI 22 APENNIN 23 REEDER 24 SORGEN 25 ITALIA (it. für Italien) 29 ISERE 30 (Dorsalis) TABES (= Lues; auch Syphilis im fortgeschrittenen Stadium) 32 SALE 33 MING 36 LEH

**Lösungswort** — **RAETSELRATEN**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

Meine Welt.  
Meine Karte.



Nino Schurter  
Mountainbiker



Auch als Visa  
Karte erhältlich.

Der Spezialist für Kredit- und Prepaidkarten. [cornercard.ch](http://cornercard.ch)

**cornercard**  
*you first*